HEFT 1 JANUAR 1984 5,- DM C 4143 E

Konkret

Computer und Widerstand:

Ein Hacker packt aus

DICK UND DOOF INS NEUE JAHR

in konkret Januar 1984

Vorwort von Manfred Bissinger

an Konkret

Genscher in Aspik von Hermann L. Gremliza

Nachrichten

Kompetenzgerangel auf dem Rücken einer 15jährigen von Peter Würth

Operation geglückt von Philip Agee

Der ehemalige CIA-Agent Philip Agee (von 1957 bis 1969) hat die Karibik-Insel Grenada in den letzten Jahren mehrfach bereist. Er war ein Freud des ermordeten Ministerpräsidenten Maurice Bishop. In KONKRET beschreibt Agee, wie nach der US-Invasion jetzt die »demokratische Erneuerung« nach US-Art vorbereitet wird. Washington will eine ihr hörige Regierung installieren.

»Betrachten Sie sich als eine Gefangene der USA!« von Regina Fuchs, Luc Jochimsen

Regina Fuchs, 33, Fachärztin für Innere Medizin, hat seit dem 1. Februar 1982 in der Poliklinik von St. George‘s jeden Monat rund 1000 Patienten behandelt, kostenlos. Sie hatte einen Arbeitsvertrag mit dem Gesundheitsministerium Grenadas und erhielt vom »Centrum für Internationale Migration und Entwicklung«, einer Untergesellschaft der »Gesellschaft für technische Zusammenarbeit« (GTZ), finanzielle Unterstützung. In einem Gespräch mit Luc Jochimsen schildert sie ihre Erfahrungen während der US-Invasion auf Grenada.

Der häßliche DeutscheDer hohler Ordnungsrufer von Otto Köhler

Wie ein abgehalfterter Parlamentspräsident auf sich aufmerksam macht

Primaten der Politik von Karl-Heinz Hansen

Es sollte eine »historische Stunde des Parlaments« werden. In Wirklichkeit wurde die »Nachrüstungs«-Debatte zu einer Orgie in Inkompetenz, Heuchelei, platten Lügen und dümmstem Antikommunismus. Karl-Heinz Hansen zieht die Bilanz.

Das Land der Stille von Günter Herburger

Noch heute gilt Birma (Burma), der Staat zwischen Himalaya und Thailand, der aus den alten Königreichen von Awa und Arakan entstanden ist, als eins der geheimnisvollsten Länder der Weit. Nach der Unabhängigkeit von den britischen Kolonisatoren (1948) hatte sich Birma in eine fast vollkommene Isolation begeben, und auch heute kommen nur wenige Fremde in die sozialistische Republik. Der Münchner Schriftsteller Günter Herburger (»Die Augen der Kämpfer«) hat das Land besucht

Gewerkschaften: Versager im Großformat von Erich Kuby

Die deutschen Arbeitnehmer haben sich begeistert in zwei Weltkriege gestürzt – und nichts dazugelernt

»Da muß spontan gestreikt werden« von Werner Heine, Leonhard Mahlein

Der 62jährige Leonhard Mahlein, Präsident der Internationalen Grafischen Föderation, Vorsitzender der 1G Druck und Papier von 1968 bis Oktober 1983 und SPD-Mitglied mit der silbernen Ehrennadel (23 Jahre), fordert energischen gewerkschaftlichen Widerstand gegen die Stationierung der Mittelstreckenraketen. In einem Interview mit KONKRET-Mitarbeiter Werner Heine mahnt er seine Kollegen, den Zusammenhang zwischen Rüstungsausgaben und Sozialabbau nicht

zu vergessen: »Das sind für mich zwei Seiten einer Medaille«

Wir laufen frei rum, und Schult sitzt von Peggy Parnass

Längst verurteilte Nazi-Mörder erhalten schon bei leichtem Unwohlsein Haftverschonung. Dem Päderasten Peter Schult, der tödlich an Krebs erkrankt ist, wird sie verwehrt

Deutsche Gespräche von Horst Tomayer

Konkret-Extra: Chip, Chip, HurraWer hat Angst vor dem Computer von Karl Pawek

Das Silikon-Zeitalter (benannt nach dem Grundstoff der Mikrochips) hat längst begonnen, und auch das Orwell-Jahr bricht an. Aber die Linke begnügt sich weiter mir dem Horror-Szenario Neunzehnhundertvierundachzig und will von Computern am liebsten nichts wissen. Eine Provokation von Karl Pawek

Konkret-Extra: Chip, Chip, HurraDie Kinder von Apple, Atari und Commodore von Manfred Waffender

Wenn Kinder einen Computer in die Hand bekommen, ist das meist gleich Liebe auf den ersten Bit. Eltern und Lehrern ist das unheimlich, denn darin haben sie ja recht: Computer sind Machtinstrumente. Nur können die wenigsten Erwachsenen sie beherrschen

Konkret-Extra: Chip, Chip, HurraSo wird »gehackt« von Werner Heine, Wau Holland

In einem Interview mit Werner Heine erklärt der Informatiker Wau Holland, wie man in fremde Computer eindringt und warum sich auch die Friedensbewegung etwas mehr um die Elektronik kümmern sollte

Öko-Tips

Um die Wurscht von Karl Kessler

Der Beitrag zum weihnachtlichen Festessen: »Wat gibt et nich als wie Currywurst«

Musik: Unruhiges Requiem von Hans Peter Herbst

Noch acht erfolgreichen Liedermacher-LPs bringt Walter Moßmann auf seiner neuen Platte unkonventionelle Töne

Kulturnotizen

Einer will alles von Armgard Seegers

Der österreichische Schauspieler Klau Brandauer ist auf dem Weg vom europäischen Super- zum Weltstar. Ende Januar kommt »Never say never again«, der neue James-Bond-Film in unsere Kinos: 007 spielt der Ur-Bond Sean Connery, seinen Widerpart der Burgschauspieler Brandauer

Film

Film: Viel Wissen tötet Illusion von Peggy Parnass

Zwei Regisseure an einem ähnlichen Stoff - Burkhard Driest und Hark Bohm zum Thema Bachmeier. Aber Bohms Film »Keine Zeit für Tränen« ist viel mehr als die Darstellung eines aktuellen Falls. Anfang Januar kommt er ins Kino

Film: Aus dem Gleichgewicht von Thomas Doberstein

Sieben Jahre lang hat der US-Regisseur Godfrey Reggio an seiner Kollage »Koyaanisqatsi« gearbeitet, und Francis Ford Coppola brachte sie in die Kinos. Es ist zu befürchten daß dies auch bei uns ein Kultfilm wird

Bauhaus von Michael Scharang

Der Traum von der Einheit der Kunst mit der Technik: im Bauhaus von Dessau sollte er zum ersten Mal verwirklicht werden. Nach den Bauhaus-Anfängen in Weimar errichtete Walter Gropius in Dessau (die kleine Stadt liegt im Bezirk Halle, nahe der Elbe) 1926 ein Lehr- und Arbeitszentrum für Architekten, Handwerker und Vertreter fast aller Kunstrichtungen, das heute zu den bedeutendsten Bauten des 20. Jahrhunderts zählt. 1933 haben die Nazis die Schule geschlossen, im Krieg wurde sie stark beschädigt. Der Wiener Schriftsteller Michael Scharang hat jetzt das inzwischen restaurierte Bauhaus besucht

Der Kommissar von Hartmut Schulze

Versuch, sachlich auf Diether Dehms Angriffe gegen den Kulturteil von KONKRET zu antworten

Bücher: Solidarität mit dem großen Bruder von Diedrich Diederichsen

Wie vorherzusehen war, schwappt eine Weile von Neuerscheinungen zum Thema »1984«in die Buchhandlungen

Bücher: Die Messer herzeigen von Jürgen Saupe

Eine notwendige Lektüre: Zwei Bücher über die kaum abwendbare Zwangsläufigkeit des Atomkrieges

Bücher: Tina Stolz-Stroheker von Ernst Jacobi

Ein Verzeichnis deutschsprachiger Schriftsteller ist zum Jahrmarkt der Eitel- und Mittelmäßigkeiten geraten

Bücher: Gibt es bald keine Kinder mehr? von Reinhard Kahl

Vor allem dem Fernsehen gibt der US-Medienforschor Neil Postman die Schuld um »Verschwinden der Kindheit«

Bücher: Ein Schoßkind Hitlers von Erich Kuby

Edouard Calic zeigt den NS-Massenmörder Heydrich nicht als Individuum, sondern als Funktionär

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 01/84, S. 4

Manfred Bissinger

Vorwort

Wer in diesen Tagen Hamburger Zeitungen liest, insbesondere die aus dem Springer-Verlag, bekommt mal wieder eine Lektion erteilt im Klassenkampf von oben. Ich will hier nicht die Klage gegen die professionellen Fälscher von »Bild« mit neuen Dokumenten fortsetzen. Das ist nun wirklich sattsam bekannt: »Bild« lügt, wo's nur irgend in die Linie paßt.

In aller Scheinheiligkeit stand da zu lesen: »Ganz heimlich: Senator will Brokdorf verkaufen«. Und dann dieser Text:

*»Energiesenator Jörg Kuhbier, Aufsichtsratsvorsitzender der Hamburgischen Elektrizitätswerke (HEW), sollte es vielleicht mal mit einer Zeitungsanzeige versuchen: Seit Monaten versucht der HEW-Vorstand ganz heimlich, ein Viertel Atomkraftwerk zu verkaufen - aber keiner will's haben. Angeboten werden 25 Proz*ent vom (noch nicht fertigen) A*tommeiler Brokdorf, den die HE W zur Hälfte mit den Nordwestdeutschen Kraftwerken (NWK) bauen. Die HEW wollen 1/4 Atomreaktor loswerden, weil sie schon jetzt mehr Strom produzieren als sie verkaufen könne n. Fachleute schätzen die Überkapazität derzeit auf 260 Megawatt. Dazu kämen 1987 noch mal 650 Megawatt aus Brokdorf. Der HEW-Aufsichtsrat beschloß deshalb am 20. September einstimmig: Sofort verkaufen! Aber die NWK, denen die 25 Prozent Brokdorf zunächst angeboten wurden, waren nicht mal zu Verhandlungen bereit - sie haben selbst mehr Strom als genug. Die Preußen-Elektra, Tochter des bundeseigenen VEBA-Konzerns, sagte vor drei Wochen endgültig nein. Jetzt sitzen die HE W auf ihrem Strom, wissen nicht wohin damit. Wenn Brokdorf liefert und sich die Wirtschaftslage nicht deutlich bessert, bleibt den HEW nichts anderes, als den Strom zu Billigpreisen ans internationale Verbundnetz abzugeben. «*

Der Schlußabsatz der vierspaltigen Meldung hatte es nochmal in sich:

»Übrigens: Über Brokdorf stolperte 1981 Bürgermeister Klose, der vor Abhängigkeit von Atomstrom und Überkapazitäten gewarnt hatte. «

Was heißt hier stolpern? Hans-Ulrich Klose war im Mai 1981 nach einer beispiellosen Treibjagd gerade von »Bild« und den die Zeitung tragenden (sprich: informierenden) Sozialdemokraten gestürzt worden. Da mag jetzt ruhig einer sagen: Ja, ja, aber Du, Bissinger, solltest dazu nun wirklich nicht schreiben. Du warst damals (als Hamburger Senatssprecher) Partei. Im übrigen, wen interessiert das überhaupt noch? Schließlich wird längst eine neue Sau durchs Dorf getrieben.

Richtig. Nicht nur eine. Aber um dies zu erkennen, lohnt es schon mal, über damals zu reden. Gerade von einem, der betroffen war, aber dummerweise inzwischen sein Gedächtnis nicht verloren hat.

Es geht nicht darum, die Einzelheiten der »Bild«-Meldung zu prüfen, sie sind sicher schlampig recherchiert, wie das bei diesem miesen Blatt halt so ist. Es geht vielmehr darum, daß sich zweieinhalb Jahre nach dem erzwungenen Klose-Abgang einmal mehr herausstellt: Der Bürgermeister hat recht gehabt.

Der Fall Brokdorf zeigt, wer das Sagen in diesem Land hat und wer dafür seine Stimme zur Verfügung stellt. Die Industrie wollte Brokdorf; mit dem Bau war schnell Geld zu verdienen, also hatten es die Politiker umzusetzen. In Hamburg erledigten die Sozialdemokraten das Geschäft. Jedes Argument - und war es auch noch so durchsichtig - war recht. Helmut Schmidt (Bundeskanzler und heute hochgelöhnter Industrieclub-Redner) sah über der Hansestadt die Lichter ausgehen. Peter Schulz (immer noch Parlaments-Präsident) schreckte die Bürger, ein Ausstieg aus Brokdorf treibe die Strompreise in die Höhe. Wilhelm Nölling (Finanzsenator, inzwischen reichdotierter Landesbank-Chef) weissagte, eine Entscheidung gegen Brokdorf sei eine Entscheidung gegen die Hamburger Wirtschaft. Ulrich Hartmann (SPD-Fraktionschef, inzwischen finanziell sanierter Boß der Gaswerke) sorgte sich um das Bündnis zwischen Wirtschaft und SPD. Johnny Müllner (IG-Metall-Chef) plapperte nach, sicherer Strom bedeute sichere Arbeitsplätze.

Eine eindrucksvolle Liste voll Geschwätz, das auf das Kurzzeit-Gedächtnis der Wähler baute. Und diese Rechnung geht offenbar immer noch auf. Als Helmut Schmidt kurz vor Weihnachten Ehrenbürger der Hansestadt wurde, konnten gar nicht so viele Lampen angeschlossen werden, wie Strom da war. Die Energie-Preise sind tatsächlich wegen Brokdorf gestiegen und zwar, weil die HEW dabeigeblieben sind. Der Bau verschlingt Milliarden. Und, Johnny Müllner, parallel zu den Strompreisen steigen die Arbeitslosenzahlen, denn gerade bei der Hamburger Wirtschaft gehen trotz Brokdorf-Baustelle immer mehr Lichter aus. Nur eins funktioniert wie eh und je: Das Bündnis zwischen Wirtschaft und Politik.

Der gescholtene Klose hatte das im Januar 1981 alles vorausgesagt:

»Brokdorf ist eine zentrale Entscheidung, weit sie für alle Beteiligten Signalwirkung hat. Für die Gegner und Befürworter wäre der Ausstieg ein bedeutsames Ereignis, weil erstmals etwas nach allen Erfahrungen unserer wirtschaftlichen Ordnung ganz Ungewöhnliches geschehen würde.- Daß nämlich eine Regierung sagen könnte, sie will etwas nicht, was als Wachstumsindustrie nicht nur propagiert, sondern auch mit vielen Milliarden gefördert worden ist... Wer diese Frage stellt, wird schnell als Systemveränderer abgestempelt. «

So ist es. Wer sich solche Gedanken macht, darf nicht regieren. Er wird ins Abseits gepfiffen. Da hilft es auch nichts, daß die Ereignisse ihn bestätigen. Nur wer der Wirtschaft ihren Lauf läßt, den läßt sie laufen.

Als jetzt das Desaster mit Brokdorf nicht mehr zu kaschieren war, druckte »Bild« den zitierten Artikel, die liberale Presse schwieg und die Parteifreunde versuchten, sich klammheimlich aus dem Staube zu machen. Kein Wort von Schmidt, Nölling, Schulz über die eigene Kurzsichtigkeit, das eigene Versagen. Warum auch? Ihr Geld ist's nicht, und es fragt doch auch keiner. Was interessiert schon das Geschwätz von vorgestern? Ein Lehrstück.

Die Geschichte ist zu Ende. Die Geschichte der Wahnsinns-Projekte aber noch lange nicht. Je größer die Irrtümer, desto treuer die Wähler. Die Politiker haften für nichts. Schon gar nicht für sich selber.

P.S. Mit noch einer Legende, mit der beim Durchpeitschen des AKW's Brokdorf die Öffentlichkeit besoffen gemacht wurde, muß aufgeräumt werden. Atomstrom ist nicht billiger, sondern wesentlich teurer als Kohlestrom. Gerade jetzt legten amerikanische Wissenschaftler eine Untersuchung' vor, die schlüssig nachweist, daß Elektrizität aus Kernkraft inzwischen doppelt so teuer ist, wie Strom aus Kohle. Auch das hatte Hans-Ulrich Klose schon vor Jahren ausgerechnet. Es paßte nur nicht ins Konzept.

Konkret 01/84, S. 6

an Konkret

Wirkungsvoll

KONKRET 12/83: »Ich liebe dieses Volk« - Erika Pluhar über die Polisario

»Jetzt Sand... Dann Wüste.« Und das Meer flattert oder die Bilder, die keine sind, kräuseln - oder wie?

Nicht nur Diktion, auch der Inhalt dieser im Untertitel als politisch getarnten Bildbeschreibung sind geeignet, den Leser sich vor Peinlichkeit krümmen zu lassen. Erika Pluhar hätte es besser dabei belassen, die Tagebuchaufzeichnungen ihres Bildungsurlaubs für eine der folgenden Elegien aufzusparen (»Weißt du noch... Wie wir mit dem Agraringenieur und dem Sohn der Wüste tagelang Tee ... «).

BEATRIX STEINHAUS

ECHING

Erika Pluhar hat in der letzten Nummer von KONKRET einen beachtlichen Artikel über die sahrauhischen Flüchtlinge in der Westsahara veröffentlicht und erklärt, daß sie dieses »Volk liebt«. Das deckt sich ganz mit unseren Absichten, diesem Volk auch wirkungsvoll zu helfen.

Seit 1976 unterstützt medico international in Zusammenarbeit mit terre des hommes und ASW-Berlin die vollständig auf äußere Hilfe angewiesenen Menschen der Westsahara durch Bereitstellung von hochwertiger Zusatznahrung für Kleinkinder (jährlich etwa 30 Tonnen). Dazu kommen Decken und Zeltmaterial zur Verbesserung der Wohnbedingungen sowie medizinisch-technisches Gerät und Medikamente für die Gesundheitseinrichtungen der Lager. Der Gesamtumfang der Hilfsmaßnahmen beläuft sich jährlich auf 400.000 Mark. Diese Summe muß dauerhaft aufgebracht und nach Möglichkeit noch erhöht werden. Es wäre gut, wenn sich an dieser Aufgabe viele Menschen beteiligen würden.

Spenden auf das Konto von medico international, Stadt-Sparkasse Frankfurt, Konto 1800, Stichwort: »Westsahara«.

HANS BRANSCHEIDT

MEDICO INTERNATIONAL

FRANKFURT

Ich kann nur hoffen, daß dieses Thema noch einmal von KONKRET aufgenommen wird, ohne den Selbsterfahrungsprozeß einer prominenten Touristin in den Vordergrund zu stellen!

MICHAEL LESSMANN

HATTINGEN

Abspalter und Ausgrenzer

KONKRET Extra 12/83: »Popanz Grundgesetz« - Hermann L. Gremliza über die Unterdrückung von politischem Widerstand 1949 bis 1983

KONKRET sei Dank, das im Kampf gegen die Raketen untergepflügte, von oben aber um so systematischer betriebene Thema des Abbaus demokratischer Rechte, das auf alle Friedensbewegten losgeht, rechtzeitig aufgegriffen zu haben. Allen Abspaltern und Ausgrenzern, von Böll bis zu denen aus den Alternativgaragen, sei der Artikel als Pflichtlektüre anempfohlen. Wer die Einheit der Friedensbewegung aufs Spiel setzt, der hat aus unserer alten und neueren Geschichte nichts, aber auch gar nichts gelernt: Die gleichen Kräfte, die dem Faschismus zur Macht verhalfen, etablierten sich erneut in unserem Staatswesen und setzten ihren Kampf gegen Antifaschisten und antifaschistische Inhalte des Grundgesetzes fort. Wenn man heute die papierenen Grundrechte und nachfolgenden Verfassungsartikel laut und öffentlich vorträgt, klingen sie wie reale Satire auf die Verfassungswirklichkeit.

Deshalb: Antikommunismus als Eintrittskarte für die Friedensbewegung? So hätten diejenigen es gerne, die das Feindbild Antikommunismus gestern, heute und morgen für ihren Hochrüstungskurs benötigen. Wann begreifen die Bölls in diesem Lande die Gültigkeit von Martin Niemöllers Erkenntnis: »Als sie die Kommunisten holten, habe ich geschwiegen, denn ich war ja kein Kommunist ... « Und so weiter, bis zum Erstschlag?

Nichts begriffen, Damen und Herren Böllgrünsponti? Schlagt nach, mit Zimmermann!

FERDINAND STORP

NEUMÜNSTER

Nicht nur die beschriebenen Vorhaben zum Abbau von Demonstrationsrechten machen die Manifestation der von der offiziellen Staatsideologie abweichenden Meinungen immer mehr zu einem Risiko für Demonstrationsteilnehmer und -Organisatoren, sondern auch die Justiz trägt ihren Teil dazu bei. Das Urteil des OLG Frankfurt gegen Alexander Schubart hat der BGH im Revisionsverfahren bis auf den Vorwurf der Nötigung eines Verfassungsorgans ausdrücklich bestätigt. Das bedeutet, daß künftig unter Berufung auf diese Entscheidung jede, aber auch wirklich jede Demonstration als gewalttätig verboten werden kann, denn das OLG hat in seiner Urteilsbegründung festgestellt: »Gewalt ist die Ausübung physischer Kraft gegen Personen oder Sachen, die auf den Willen oder das Verhalten eines anderen eine Zwangswirkung hat. ... Ein aktiver, gewaltfreier Widerstand ist... nur dann denkbar, wenn der Widerstand sich auf eine geistige, politische Auseinandersetzung beschränkt. ... Entsprechend... kam es zur Ausübung von Gewalt... durch das Auftreten von Menschenmassen.«

Wie soll, bei Anlegung dieser Maßstäbe, eine nicht gewalttätige Demonstration aussehen, wo doch das Auftreten von Menschenmassen, die damit **auf den** Willen anderer eine **Wirkung** ausüben wollen, gerade das Wesensmerkmal einer jeden Demonstration oder auch jedes Streiks ist?! »Aschus« Wertung dieser BGH-Entscheidung als Niederlage ist nichts mehr hinzuzufügen.

KURT ULLRICH HELDMANN

BAUNATAL

Kein Ruhmesblatt

KONKRET 12/83: »Karajan und sein braunes Poulos« - Berndt W. Wesseling über die Nazi-Kariere des Stardirigenten »Es handelt sich um einen fanatischen Menschen, dessen Fanatismus der Musik gilt, die ihm die Existenz bedeutet.« So messerscharf urteilte der zuständige Theater- und Musikoffizier der US-Militärregierung über Karajan, als dieser 1946 (!) wieder bei den Salzburger Festspielen dirigieren sollte. Natürlich durfte Karajan dirigieren, und das, obwohl dem Offizier sämtliche Fakten über Karajans NS-Aktivitäten vorlagen.

HORST SEFERENS

SELFKANT

Zu danken ist Ihnen dafür, daß Sie das Gespräch auf die braune Vergangenheit des Denkmals Karajan lenken. Es ist jedoch für ein kritisches Magazin eher billig, die populärwissenschaftliche und etwas banale Biographie von Robert C. Bachmann derart hochzujubeln. Ihr Autor meint, es sei nicht schlimm, wenn »interpretatorische und musikanalytische Komplexe« in dem Buch fehlen. Darüber kann man streiten. Nicht jedoch darüber, daß das Aufsaugen (gegenseitig!) eines Künstlers durch den Faschismus nicht das private Problem Herrn Karajans ist, sondern für eine Vielzahl bedeutender Kulturschaffender ebenso zutrifft. Was fehlt, ist also eine fundierte Analyse des »Komplexes« Faschismus-Kultur.

Dies kann schon eher das sowohl musik- wie auch gesellschaftswissenschaftlich wesentlich höher einzuschätzende Werk »Musik im NS-Staat« von Fred K. Prieberg leisten, das im Januar 1982 im Fischer Taschenbuch-Verlag erschienen ist. Auch das Ruhmesblatt, als erster Einzelheiten über Herrn Karajan im Nationalsozialismus veröffentlicht zu haben, kann sich Herr Prieberg ans Revers heften.

BERTHOLD SELIGER

PFTERSBERG

Wer kriecht am tiefsten?

KONKRET 12/83: »Das Wörterbuch der Unmenschen« - Otto Köhler über die deutsche Grenada-Berichterstattung

Auch ansonsten ziemlich objektive Tageszeitungen wie die »Süddeutsche« beteiligen sich an dem Wettbewerb der Hofnarren, was an den meisten Kommentaren ersichtlich ist. (Motto: Wer kriecht am tiefsten?) All diese Schreiberlinge haben ihren Anteil an der zunehmenden Ja-Sagerei der Bevölkerung der BRD und dem anwachsenden Bedürfnis nach Recht(s) und Ordnung.

Derlei Vorgänge sind ja nicht einmalig. Die Machtergreifung im Januar 33 ist ja auch auf derlei Methoden und den auch heute wieder spürbaren Einfluß der Großunternehmer zurückzuführen. Ich glaube, das Jahr 1984 ist nicht das Orwell'sche 84, eher das neokapitalistische '33: Geschichte wiederholt sich; was zu ändern ist, sind Namen und Daten.

MICHAEL PÖPPL

ALTUSRIED

Konkret 01/84, S. 8

Hermann L. Gremliza

Genscher in Aspik

Im Herbst 1982 löste Helmut Kohl den Helmut Schmidt ab. Im Frühjahr 1984 will Hans Christoph Buch den Vorsitzenden des Schriftstellerverbandes, Bernt Engelmann, ablösen. Der Zusammenhang ist nicht, daß Kohls Amtsantritt die Kandidatur von Buch bewirkt hat. Der Zusammenhang besteht darin, daß Kohls Amtsantritt und die Kandidatur von Buch Ausdruck der selben Krise sind.

Ich denk mir mal die platten Metaphern weg und rufe den Zeugen Enzensberger, Hans Magnus: »Seit der Bonner Wende weht nicht nur durch die Korridore der Ausländerämter und der Sozialbehörden ein eisiger Wind. Auch das kulturelle Klima hat sich verändert... Im Schatten der Krise macht sich eine neue Form der Polemik breit, der es nicht mehr darum geht, Gegner zu widerlegen. Sie sieht ihre Aufgabe darin, Feinde zu liquidieren. Der Haß des Verfolgers erstickt das Erkenntnisinteresse des Kritikers. Nicht entschiedene Parteinahme macht sich Luft, sondern das Ressentiment des Denunzianten.«

Enzensberger hat recht, auch in dem Fall, um den es ihm ging. Der Redakteur H. Wieser war durch nichts (und schon gar nicht durch die Aufgabe, für die er bezahlt wird: den Platz neben den Anzeigen mit redaktionellem Umfeld zu füllen) legitimiert, im »Spiegel« Lebensgewohnheiten, Kleidung, Geschmack, Akzent und finanzielle Ressourcen des Schriftstellers Gaston Salvatore als Zeugnisse wider dessen Arbeit vorzuführen. Auch die bittere Einsicht, in einem von Salvatores schicken Dinner-Jackets auszusehen wie Arsch und Friedrich, und der daraus erwachsene Neid machen Wiesers Auftritt nur erklärlich, nicht entschuldbar.

Enzensberger hat aber vor allem da recht, wo er seine Erkenntnis unfreiwillig an sich selbst dokumentiert. Zwei Absätze nach seinem Wort über das neue Denunziantentum schreibt er: »Der Vorsitzende des Verbandes deutscher Schriftsteller - ein Mann, der den General Jaruzelski für einen kompetenten Gesprächspartner hält, wenn es um die Organisationsformen literarischer Öffentlichkeit geht, - Bernt Engelmann also fordert den antifaschistischen Schriftsteller Manes Sperber auf, einen Preis zurückzugeben, der ihm kürzlich verliehen worden ist, weil Sperber in seiner Dankrede Ansichten geäußert hat, die Engelmann nicht passen... Engelmann ist der Held des Tages. Spaltenlang wird sein pöbelhafter Schritt kommentiert. Über das Lebenswerk von Manes Sperber fällt dabei kein Wort.«

Über das von Engelmann schon gar nicht, der sicherheitshalber auch kein antifaschistischer Schriftsteller genannt wird, obwohl er das im Unterschied zu Sperber, der es einmal war, bis heute ist. Nein, *nicht entschiedene Parteinahme macht sich Luft, sondern das Ressentiment des Denunzianten.* Wie anders wäre erklärlich, daß Enzensberger den Engelmann, der wochenlang in der gesamten Bürgerpresse von »Welt« bis »Spiegel« und »Zeit« beschimpft und verleumdet wurde, bis er von seinem Amt zurücktrat, als »Helden des Tages« verhöhnt? *Eine neue Form der Polemik, der es nicht mehr darum geht, Gegner zu widerlegen:* Kein Wort über Sperbers Aufruf zu atomarer Aufrüstung in Westeuropa, keine Erwähnung, daß die Gewerkschaft, die Engelmann zu ihrem Vorsitzenden gewählt hat, nach dem Willen ihrer Mitglieder gegen neue Atomraketen in der BRD kämpft (und wie soll ihr Vorsitzender das wohl tun, wenn er nicht denen entgegentritt, die immer noch mehr Atomraketen wollen?). Die eingeschobene Bemerkung über Engelmann und Jaruzelski, um auf die letzte und mieseste Denunziation dieser Enzensberger-Zeilen zu kommen, hat mit der Wahrheit so wenig gemein, daß sogar der »Spiegel« seinen Vorwurf längst korrigiert hat.

Nur in einem Punkt entspricht Enzensberger nicht seiner eigenen Erkenntnis: Seine Veränderung datiert nicht »seit der Bonner Wende«, er ist sensibler und klüger als die andern und kriegt deshalb neue Strömungen lange vor der Zeit mit, da sie sich in Kanzlerwechseln manifestieren. Schlichtere Geister tun sich da schwerer, am schwersten solche, die zwischen der gesellschaftlichen Norm, daß ein ansehnlicher Dichter in der Opposition stehen soll, und der Neigung zum sozialen Liberalismus (oder zum liberalen Sozialismus, ihr könnt das haben wie ihr wollt) hin und hergerissen sich fühlten und auf den Tag warteten, an dem ihre Neigung wieder zur Dichterpflicht würde.

Wir sind schließlich bei Grass, Schneider (Peter), Buch & Co, den Wortführern der kulturellen Wende. Was haben die gelitten, als sie wie »unser Bundeskanzler« (P. Schneider) die Notwendigkeit der »Nachrüstung« erkannt hatten und doch einsehen mußten, daß das Publikum ihr Nein verlangte. Noch heute will es Peter Schneider eigentlich nicht gewesen sein. »Wer, wie ich und andere, für einseitige Abrüstung ist, muß auch erklären, auf welche Freiheiten er unter keinen Umständen verzichten wird und wie er sie notfalls verteidigen will.« Er müßte, aber er tut's einen »Spiegel«-Essay lang nicht. Ist es die Freiheit von Krieg, von Folter, von Hunger, von Arbeitslosigkeit? Oder ist es am Ende die Freiheit zu meinen, zu schreiben und zu schwätzen, daß es Wichtigeres gibt als den Frieden - »Frieden in Freiheit«? Schneider will jedenfalls Freiheiten, die er hat (nicht solche, die zu erkämpfen wären) militärisch oder sonstwie gegen einen militärischen Angriff verteidigen und hält es für wichtig, sich jetzt darauf vorzubereiten. So sieht das Weltbild eines »linken« westberliner Schriftstellers 1983 aus.

Und so soll in Zukunft das Weltbild des Verbandes deutscher Schriftsteller (VS) aussehen. »Das von Engelmann und Hensche postulierte Dogma, daß der VS 'ohne jede Diskussion Mitglied der Friedensbewegung' sei, muß fallen. An geeigneten Kandidaten gegen Engelmann und die DKP-Clique dürfte es nicht fehlen. In den Startlöchern steht schon Hans-Christoph Buch. Buch gilt als Skeptiker gegenüber der Gewerkschaftszugehörigkeit. Genau ein solcher Skeptizismus könnte den VS langfristig retten.« Das schreibt Günter Zehm in der »Welt«. In Bonn sind die Dinge schon zu seiner Zufriedenheit geregelt, denn dort sagt der Arbeitsminister Blüm zur »Bild«-Zeitung über den Gewerkschafter Loni Mahlein, der den VS in die IG Druck und Papier aufgenommen hatte: »Mahlein ist mit seiner Pensionierung bestimmt kein anderer Mensch geworden. Er offenbart jetzt lediglich sein wahres Gesicht. Eine gewerkschaftliche Koalition mit Kommunisten ist ein klassischer Fall von Arbeiterverrat.«

Solange Schmidt und Genscher regieren, mußten Mahlein, Hensche, Engelmann und die Mehrheit der im VS organisierten Schriftsteller als kulturelle Opposition zumindest von denen akzeptiert werden, die es bei aller Übereinstimmung mit den sozialliberalen Glaubenssätzen doch nicht wagen konnten, vor ihrem Publikum als Handlanger der Regierung zu erscheinen. Jetzt aber, da die Kohl-Ära ausgebrochen ist, markieren die literarischen Freunde bürgerlicher Verhältnisse den Alleinvertreteranspruch auf Opposition - mit der (noch) unausgesprochenen, aber in ihren Denunziationen deutlich hervortretenden Begründung, daß sie - im Gegensatz zu gewissen Engelmanns und Hensches - jederzeit Gewähr bieten und zur Gemeinsamkeit der Demokraten zu rechnen seien.

Als Kandidat für den Vorsitz eines Schriftstellerverbandes hat man das Bedürfnis nach einer Wende natürlich feinsinniger zu formulieren als ein FDP-Vorsitzender sein Bonner Manöver. Die Substanz ist dieselbe: Ende der »illusionären Ostpolitik«, Kampf der »kommunistischen Unterwanderung«, Zurückdrängung der Gewerkschaften und ihrer »Apparatschiks«, Förderung von Eliten statt »egalitärer Gleichmacherei«, Verteidigung der westlichen Werte gegen den aggressiven Feind im Osten. Das alles weniger schal und dumpf, netter zubereitet und appetitlicher garniert als bei Genscher. Hans-Christoph ist Hans-Dietrich in Aspik.

Konkret 01/84, S. 10

Nachrichten

Relativ voll

Der Verfall des geistig-moralischen Fundaments der Staats-Vertreter durch Bestechungsskandale und andere Blößen greift seit einiger Zeit auch auf ihre schützenden Gemäuer über. Die heiligste Halle der Republik, der deutsche Bundestag, ist altersschwach. Der zuständige Regierungspräsident, Franz Josef Antwerpes, droht mit der Schließung des Parlaments, weil »jeder Tanzsaal in Klein-Klekkersdorf sicherer ist«. Doch die Parlamentarier wollen erst in einigen Jahren weichen, wenn das benachbarte alte Wasserwerk für ihre Sitzungen notdürftig hergerichtet ist. Für die anschließende Renovierung des Plenarsaals haben die Architekten schon jetzt eine klare Anweisung: »Der Saal muß relativ voll aussehen, auch wenn er relativ leer ist.«

Alltägliche Besonderheit

Der Baur-Großversand wirbt mit dem Slogan »Katalogpreise sind Teilzahlungspreise«. Doch die Baur-Geschäftsbedingungen sind nicht für alle Kunden gleich, es wird getrennt zwischen Deutschen und Ausländern. Das erfuhr jetzt die seit sechs Jahren in der Bundesrepublik lebende Geertje Nowak. In einem Brief wurde ihr mitgeteilt, daß die Teilzahlungspreise nur für Deutsche gelten, da bei Ausländern »erfahrungsgemäß die Gefahr einer Versetzung, einer kurzfristigen Rückkehr in die Heimat oder sonstigen Veränderungen sehr groß ist«, deshalb wird in »beiderseitigem Interesse grundsätzlich nur gegen Nachnahme« geliefert.

Für den zuständigen Sachbearbeiter Paul Fiedler ist das ganze ein Mißverständnis. Fiedler zu KONKRET: »Da wir ja keinerlei Vorbehalte gegen Ausländer haben. Es handelt sich hier um einen ganz besonderen Fall«. Das Schreiben an Geertje Nowak war ein Formbrief.

Sammler

In seiner September-Ausgabe druckte das »Mittelamerika Magazin« ein Foto aus Nicaragua, das dem »Spiegel« entnommen worden war. Wenige Tage später erhielt die Redaktion Post von den großen Kollegen: »Spiegel«-Redakteur Erich Wiedemann, der das Foto gemacht hatte, reklamierte nun »für den nicht autorisierten Abdruck eines Fotos« 214 Mark, zu überweisen auf sein Privatkonto. »Ich bin bereit«, so Wiedemann in seinem Brief an das »Mittelamerika Magazin« weiter, »meine Forderung als beglichen anzusehen, wenn Sie mir einen Überweisungsbeleg in Höhe der Rechnungssumme zugunsten einer namhaften antisandinistischen Widerstandsgruppe einreichen.« Auf Nachfrage schlug Meinungsmacher Wiedemann das »Komitee Demokratischer Frauen Nicaraguas« vor. Bankverbindung: Capital Bank, Miami, Konto Nr. 0503176354.

Spendensammler Wiedemann hat Pech. Die Rechtsabteilung des »Spiegel« wird ihm beim Eintreiben der 214 Mark nicht helfen können. Justitiar Friedrich von Bismarck zu KONKRET: »Zu der Aufforderung war Herr Wiedemann nicht berechtigt, da die Nutzungsrechte des Fotos beim 'Spiegel'-Verlag liegen. «

Feine Freunde

Hermann Gaßmann, Funktionär der IG Metall in Hamburg, muß nun endgültig in den Knast. Gaßmann war in einem äußerst umstrittenen Prozeß der geheimdienstlichen Tätigkeit für die DDR angeklagt und im Februar 1983 zu zweieinhalb Jahren Gefängnis ohne Bewährung verurteilt worden. Der Bundesgerichtshof hat den Revisionsantrag abgelehnt, am 5. Januar muß Gaßmann die Strafe deshalb antreten.

Ungeklärt ist allerdings, unter welchen Umständen der Gewerkschafter einsitzen muß. Dabei spielt die IG Metall eine entscheidende Rolle: beschäftigt sie Gaßmann weiter, so kommt er in den offenen Vollzug in die Hamburger Strafanstalt Suhrenkamp. Wenn nicht, werden sich die Gefängnistüren der berüchtigten Strafanstalt Fuhlsbüttel (»Santa Fu«) hinter ihm schließen. Die IG Metall zögert ihre Entscheidung offenbar hinaus und sagen mag niemand etwas dazu. Otto vom Steeg, Chef des Landesbezirks Nordmark, schiebt's denn auch nach ganz Oben: »Dazu kann nur der Vorsitzende Hans Mayr was sagen.« Wann das passiert, wissen bisher nur die Götter und der IG-Metall-Boß selbst: Knapp drei Wochen vor seiner Einbuchtung hat Hermann Gaßmann immer noch keine Nachricht, ob ihn seine Gewerkschaft stützt oder fallen läßt.

Zitat I

»Gen. Major Otto Ernst Remer, der Mann, der den Aufstand vom 20. Juli 1944 niederschlug, hat noch Termine frei für seinen packenden Vortrag«.

(aus dem Organ des Deutschen Bundeswehr-Verbandes, »Die Bundeswehr« 11/83)

Zitat II

Newsweek: »Sie haben oft behauptet, daß Sie das Sprachrohr der schweigenden Mehrheit wären. Wie sieht denn die deutsche Mehrheit aus, was denkt sie?«

Zimmermann: »Die Mehrheit will Ruhe und Ordnung im Land. Sie will, daß Frauen nachts sicher durch die Straßen gehen können, ohne von irgendwem belästigt zu werden. Die Mehrheit will Schulklassen, in denen es 80 Prozent Deutsche und 20 Prozent Ausländer gibt - und nicht umgekehrt. Die, Mehrheit will die 35- oder 30-Stunden-Woche nicht (wie die Gewerkschaften fordern), weil wir dadurch sehr schnell im Konkurrenzkampf gegen die Japaner unterliegen würden. Die Mehrheit will, daß wir in der NATO bleiben.«

Newsweek: »Aber die Mehrheit will auch keine Pershings und Cruise Missiles.«

Zimmermann: »Ich glaube, das stimmt. Aber die Politiker müssen nun mal die Führung übernehmen. In den 50er Jahren wollte die Mehrheit auch keine Wiederbewaffnung in ihrem Land. Aber das Parlament - dessen Mitglied ich damals war - setzte sie trotzdem durch. Und schließlich sahen die meisten Deutschen auch ein, daß wir die richtige Entscheidung getroffen hatten.«

(aus einem Interview des amerikanischen Nachrichtenmagazins »Newsweek« mit Bundesinnenminister Friedrich Zimmermann)

Konkret 01/84, S. 11

Peter Würth

Kompetenzgerangel auf dem Rücken einer 15jährigen

Die bayerische Justiz hat kein Einsehen: Seit eineinhalb Jahren sitzt die heute gerade 17jährige Tina Hanser* in Untersuchungshaft. In der Frauenstrafanstalt Aichach stellt sie als »Beschäftigungstherapie« täglich 100 Kleiderbügel her. Auf ein Urteil wartet das wegen versuchten Mordes angeklagte Mädchen bis heute, obwohl es in der Haft unter schweren psychischen Störungen leidet.

Tinas Fall scheint so einfach wie tragisch: Um aus einem geschlossenen Erziehungsheim abzuhauen und in die Disco gehen zu können, schlug sie im April 1982 einer Erzieherin, die dabei leicht verletzt wurde, eine Flasche über den Kopf. Zusammen mit vier Mittäterinnen wurde Tina kurz darauf gefaßt und gestand, »den Tod der Erzieherin billigend in Kauf genommen zu haben«. Die Staatsanwaltschaft München 1 klagte die 15jährige im Juli 1982 wegen versuchten Mordes an.

Dann begann die »nicht ungewöhnliche Verkettung unglücklicher Umstände«, wie der Münchner Justizsprecher Peter Metzger das Geschehen heute verharmlosend nennt: Das Amtsgericht lehnte den Fall wegen der Schwere des Delikts ab, die Jugendkammer des Landgerichts München Il wollte sich von diesem Amtsgericht keine Arbeit aufhalsen lassen und sagte ebenfalls nein. Um den »negativen Kompetenzkonflikt« (Metzger) aufzulösen, mußte die Staatsanwaltschaft München 1 die Anklage zurückziehen, die Akten an die Kollegen der Staatsanwaltschaft München 11 weiterschieben, bis die gleiche Jugendkammer München 11 dann endlich Ende Oktober 1982 die Anklage akzeptierte. Das Kompetenzgerangel auf dem Rücken der 15jährigen hatte bereits vier Monate gedauert. Schließlich wurde Tinas Verhandlung auf Juli 1983 festgelegt - sie saß schon ein Jahr in U-Haft. Nach zehn Verhandlungstagen, den Plädoyers des Staatsanwalts und des Verteidigers setzte der Vorsitzende Richter Poleck das Verfahren aus, um ein zusätzliches Gutachten einholen zu lassen, das Tinas Anwalt Jürgen Arnold schon im März beantragt hatte.

Eine Unterbrechung der Haft wurde sowohl von der Jugendkammer als auch vom Oberlandesgericht München abgelehnt, obwohl die Richter die Gefahr schwerer seelischer und körperlicher Schäden erkannten. Tina leidet in der Untersuchungshaft unter ständigen Angstzuständen, Halluzinationen und wird aggressiv. Ihre Lebensgeschichte entspricht denn auch dem beinahe schon klassischen Klischee: Nicht ehelich geboren; von der Mutter häufig verprügelt; Mutter und Stiefvater trennten sich; häufige Umzüge; sexuell mißbraucht; Heimunterbringung; Tabletten- und Alkoholexzesse; ein Selbtsmordversuch. Das Ergebnis - so mehrere Gutachten - ist eine »psychisch verwahrloste Persönlichkeit, die starke Verhaltensauffälligkeiten zeigt«, »zu Kurzschlußhandlungen neigt«, »unkontrolliert« und »affektlabil« ist - der »Folgezustand nach typischem frühkindlichem Hospitalismus«, wie der Jugendpsychiater Reinhard Lempp von der Universität Tübingen feststellte. Professor Lempp: »Wann wird man wohl in den verantwortlichen Jugendbehörden einsehen, daß die hier angeklagte Tat geradezu zwangsläufig entstehen muß, wenn man geschlossene Mädchenheime zur Erziehung Pubertierender benutzt?«

Wenn Tina Glück hat und ihr verminderte Schuldfähigkeit oder die Schuldunfähigkeit zuerkannt wird, reduziert sich die zu erwartende Strafe zwar drastisch, aber die Erfahrungen in der Untersuchungshaft bleiben. »Und die Untersuchungshaft, die ja nicht resozialisieren, sondern von der Flucht abhalten soll, ist wesentlich härter als der Strafvollzug für Jugendliche«, stellt der Münchner Kriminologe Professor Horst Schüler-Springorum fest. Er lehnt eine Untersuchungshaft für sehr junge Straftäter deshalb generell ab. Einen gleichen Beschluß faßte auch der Jugendgerichtstag im Oktober in Mannheim.

»Tina wird durch die Untersuchungshaft für die Gesellschaft bestimmt nicht tolerabler«, sagt Professor Schüler-Springorum. »Durch das, was sie im Gefängnis erlebt und gelernt hat, wächst sogar das mögliche Risiko, das sie für die Gesellschaft sein könnte. Penn was bleibt, ist die Knasterfahrung.« Der Experte hat gerade in einer Untersuchung die »kriminelle Infektion« Jugendlicher im Strafvollzug ebenso nachgewiesen, wie die Sinnlosigkeit des Strafvollzugs zur Vorbeugung. Bei Tina sieht der Professor das Prinzip der Verhältnismäßigkeit verletzt: »In dem Alter so lange zu sitzen, ist ein Unding. Da ist von Anfang an etwas auf eine falsche, rein juristische Schiene gebracht worden. Die 'Karriere' des Mädchens, die zunächst in der Tat gipfelte, wird weiter fortgeschrieben, der Entwicklungsprozeß schaukelt sich weiter auf. Was hätte für Tinas Zukunft vermieden werden können, wenn man den Fall gleich anders angefangen hätte.«

Am 25. Oktober 1983 beschäftigte sich sogar das Bundesverfassungsgericht mit dem Fall. Es lehnte eine Verfassungsbeschwerde ab, weil »die Verhältnismäßigkeit« noch nicht verletzt sei, forderte die Jugendkammer aber unmißverständlich auf, »unverzüglich einen alsbaldigen Hauptverhandlungstermin zu bestimmen«. Fast genau drei Monate nach dem Beschluß des höchsten Gerichts wird nun am 23. Januar erneut gegen Tina Hanser verhandelt. Nach 19 Monaten Untersuchungshaft.

*Name von der Redaktion geändert

Konkret 01/84, S. 13

Philip Agee

Operation geglückt

Der ehemalige CIA-Agent Philip Agee (von 1957 bis 1969) hat die Karibik-Insel Grenada in den letzten Jahren mehrfach bereist. Er war ein Freud des ermordeten Ministerpräsidenten Maurice Bishop. In KONKRET beschreibt Agee, wie nach der US-Invasion jetzt die »demokratische Erneuerung« nach US-Art vorbereitet wird. Washington will eine ihr hörige Regierung installieren.

»Nein, nein - es sind tatsächlich Fledermäuse«, sagte Maurice Bishop mit einem Grinsen. »Man kann sie nachts sehen, aber sie sind wirklich harmlos.«

Ich hatte behauptet, daß es sich um Schwalben handle. Aber Giselle, die jedesmal zusammenzuckte, wenn so ein Flugobjekt über unseren mit Kerzen erleuchteten Tisch huschte, bestand darauf, daß es Fledermäuse seien. Maurice entschied diese Kontroverse.

Vor einer Stunde hatte ein Kellner an unser Ferienhaus geklopft, um uns mitzuteilen, daß der Premierminister uns auf der Hotelveranda erwartete. Wir waren erst vor einigen Stunden auf Grenada eingetroffen. Da wir während der vergangenen Nacht auf Kuba kaum geschlafen hatten, waren wir heute sehr früh zu Bett gegangen. Also zogen wir uns schnell wieder an und gingen durch den Garten zu der unerwarteten Begrüßung durch Maurice Bishop, den Führer der grenadischen Revolution.

Maurice (wir erfuhren bald, daß ihn jeder auf der Insel mit selbstverständlicher Formlosigkeit so nannte) saß dort mit seinem Sicherheitschef Liam James zusammen, während drei oder vier weitere Leibwächter unauffällig Stellung bezogen hatten. Bishops Begrüßung war wohlwollend und freundlich, vollkommen entspannt und ungezwungen. Aber die Ausstrahlung seiner Autorität war unverkennbar, ebenso wie ein bestimmtes Gefühl von Dringlichkeit. Er war gekommen, um mit mir das Programm zu besprechen, das man für mich zusammengestellt hatte: Eine stattliche Anzahl öffentlicher und privater Treffen mit Gewerkschaftsführern; mit Armee-Offizieren, Polizei- und Sicherheitsbeamten; mit der Frauenorganisation; mit Bürgerwehreinheiten und der Jugendorganisation.

Bishop wollte, daß ich mit ihm am folgenden Sonntag auf einer Versammlung auftreten würde, die anläßlich des Gedenkens an den Geburtstag von Marcus Garvey stattfände. Marcus Garvey war der schwarze karibische Nationalheld der 20er und 30er Jahre. Ich sollte den Leuten so viel wie möglich über den CIA erzählen: Wie er gegen die grenadische Revolution arbeiten werde, welche Gefahren zu erwarten seien und wie man sich am besten gegen CIA-gesteuerte Subversion und Konterrevolution wappnen könne.

Zur Versammlung am Marcus-Garvey-Gedenktag drängten sich Tausende auf dem Market Square. Anstelle von Zurufen oder Applaus wurden die Redner immer wieder mit langen Sprechchören und Revolutionsliedern unterbrochen - ähnlich wie in den Pausen eines Sportwettbewerbs. Immer wieder ertönte der Hauptrefrain: »Keine Reaktion kann diese Revolution aufhalten!«

Kenrick Radix, der damalige Minister für Rechtsfragen und Fischereiangelegenheiten, entfesselte mit seiner Beschreibung der Leistungen Garveys eine ungeheure Begeisterung und starke Emotionen. Besonders als er dessen Verdienste bei der Weiterentwicklung des schwarzen Bewußtseins in den Vereinigten Staaten erwähnte und den Haß und die Gefängnisstrafen beschrieb, die Garvey dafür vom weißen Amerika erhielt. Als ich sprach, folgte ich diesem Thema. Ich sagte ihnen, daß der wahre Grund für die US-amerikanischen Feindseligkeiten gegenüber der Revolution nicht auf Grenadas Freundschaft mit Kuba oder irgendeinem anderen Land zurückzuführen sei. Der Grund sei die Revolution selbst: Die Errichtung von Institutionen für die Allgemeinheit, das heißt zum Nutzen der einfachen Menschen und der Armen. Dieses Beispiel würde eine Bedrohung für die von den USA kontrollierten elitären Mandatsregierungen in der Karibik sowie für die anhaltende Unterdrückung der Afro-Amerikaner in den USA selbst darstellen. Der CIA, sagte ich, sei Amerikas reiche und mächtige internationale Mongoose-Gang (so heißen die Todeskommandos des vorrevolutionären Regimes auf Grenada). Aber auch der CIA könne besiegt werden, genau wie man den Tyrannen Gairy besiegt hatte.

Bishop war sehr ernst. Er bezeichnete die zur Zeit stattfindenden US-amerikanischen Manöver in der Karibik ganz deutlich als die Generalprobe für eine Invasion Grenadas. Das Szenario von »Ocean Venture '81« war ein amerikanischer Angriff zu Wasser und aus der Luft gegen einen »unfreundlichen« karibischen Inselstaat, der amerikanische Bürger als Geiseln festhielt. Der fiktive Name dieses Staates: »Amber and the Amberines«. Die Insel, die man »unseren Feind in der Ost-Karibik« nannte, wurde in der Dämmerung durch eine Fallschirmlandung, nachfolgende Hubschrauber und zu Land und Wasser operierende Marine- und Armee-Eipheiten »eingenommen«. Gemäß dein bewußt veröffentlichten Manöverziel würde das US-Militär nach Befreiung der Geiseln »ein Regime errichten, das für unsere Lebensweise eintritt«. Obwohl der Probeüberfall auf der Insel Vieques, einem Teil Puerto Ricos, stattfand, betonte Bishop, daß ein Teil von Grenadas Küste Amber genannt werde und daß die südlichsten Inseln der Grenadinen, Carriacou und Petite Martinique, zu Grenada

gehörten.

November 83. Ich bin wieder in Nicaragua, sitze vor meinem Radio. Die Nachrichten kommen mir surreal vor, wie Gedankenfetzen in einem Alptraum. Und es wurde immer schlimmer: Bishop unter Hausarrest; Bishop befreit durch eine große Masse von Anhängern; Bishop ermordet; revolutionärer Militärrat; Kriegsrecht; Invasion. Als sich der Schock gelegt hatte, begann ich zu überlegen, wie die amerikanische Besatzungsmacht jetzt versuchen würde, Bishops Andenken zu verleumden und die Ideen und Hoffnungen der Revolution auszulöschen.

Ich konnte mir die Aufregung es CIA-Stabes bei seinem Eintreffen am Invasionstag gleich nach Einnahme des Flughafens vorstellen. Seine Aufgabe wäre, ständig Situationsberichte über militärische Fortschritte und den grenadisch-kubanischen Widerstand abzugeben. Aber was wichtiger wäre: Der CIA würde eng mit dem Militär zusammenarbeiten und Listen mit den Namen der gefangenen Kubaner und Grenadier erstellen, die per Funk ans CIA-Hauptquartier zur »Namensüberprüfung« in den Archiven weitergeleitet werden. Jede Information über einzelne Personen würde sofort zurück nach Grenada telegrafiert werden.

CIA-Agenten würden gemeinsam mit den Militärs jede gefangengenommene Person verhören. Der Schwerpunkt dabei läge auf der Suche nach Mitgliedern der kommunistischen Partei Kubas sowie des Geheim- und Sicherheitsdienstes. Jeder Gefangene würde zur Abwerbung in Betracht gezogen, um dann als »passender« Agent nach Kuba zurückzukehren - oder als Überläufer in die Vereinigten Staaten transferiert zu werden. Man würde Verwandte in Miami oder sonstwo zur Unterstützung heranziehen.

Die wichtigsten Gefangenen würde man zweifellos für intensivere Verhöre isolieren. Mit dem Ziel der Entmutigung und Verwirrung würde ihr Essen und Trinken mit Drogen durchsetzt; dann würden sie weiter verhört werden. Hunderte von Beamten im Hauptquartier würden Überstunden machen, um die Archive zu durchforsten. Auf Grenada würde dann jeder Fall auf Verwertbarkeit untersucht.

Es ist kaum verwunderlich, daß man die Rückführung der verwundeten Kubaner in die Heimat acht Tage verzögerte, während die meisten der Häftlinge - die fast alle am ersten Tag der Invasion gefangengenommen worden waren - fast zwei Wochen lang in einem schnell hergerichteten Lager festgehalten wurden. In späteren Presseberichten ist kein einziger kubanischer Überläufer erwähnt worden. Aber man veröffentlichte Interviews mit zurückgekehrten Gefangenen. Hierbei wurde bestätigt, daß es Verhöre, Versuche zur Abwerbung und Angebote zum US-Aufenthalt gegeben hatte. Daran hatten amerikanische Zivilpersonen teilgenommen - zweifellos CIA-Beamte. Das war vorraussehbar. Aber wie würde es weitergehen?

Kenrick Radix, George Louison und andere Revolutionsführer, die weder mit der Verschwörung noch dem Mord an Bishop etwas zu tun hatten, leben schließlich noch. Ein britischer Beobachter, der Grenada gleich nach der Invasion besuchte, erzählte mir, daß Radix und Louison während einer Rundreise auf der Insel in grenadischen Städten herzlich empfangen worden seien. Andere Augenzeugen der Invasion erzählten, daß die positive Reaktion vieler Grenadier auf das Eintreffen der Amerikaner auf die Ablehnung gegenüber Bishops Mördern zurückzuführen gewesen sei, nicht aber auf eine Ablehnung Bishops oder der Revolution.

Die US-Invasion in der Dominikanischen Republik 1965 läßt ahnen, welche Rolle die USA in den kommenden Monaten auf Grenada spielen werden. Juan Boschs sozialdemokratische Partei hatte in den Wahlen von 1962 fast 60 Prozent der Stimmen gewonnen. Wegen seiner Gesetzgebungsreformen, die sich auf die amerikanischen Zuckerrohr-Besitzungen auswirkten, und wegen seines scharfen Vorgehens gegen militärische Korruption wurde Bosch 1963 durch einen Militär-Putsch gestürzt. Im April 1965 schlugen verfassungstreue Militärs zurück.

In nur drei Tagen schlugen sie die Putschisten von 1963 in die Flucht und brachten die Hauptstadt Santo Domingo unter ihre Kontrolle. Angeblich zum »Schutz von Amerikanern« entsandte US-Präsident Lyndon Johnson über 20.000 Marines dorthin. Nachdem die Marines erstmal einen Schutzwall zwischen den Verfassungstreuen und den rechtsgerichteten Militäreinheiten aufgebaut hatten, veränderte sich die offizielle Rechtfertigung für die anhaltende militärische Besetzung. Es hieß jetzt nicht mehr »zum Schutz von Amerikanern«, sondern »zur Verhinderung einer kommunistischen Machtübernahme«. Später wurde daraus »zur Wiederherstellung der Ordnung und der Demokratie«. Die Vereinigten Staaten errichteten eine provisorische Regierung, veranlaßten die Oppositionsführer, das Land zu verlassen und bereiteten Wahlen vor. Als sie schließlich - im Juni 1966 - stattfanden, war gesichert, daß Juan Bosch unterliegen und der US-Kandidat Joaquin Balaguer siegen würde.

In den 14 Monaten zwischen der Invasion und den Wahlen hatte der CIA eine bravouröse Arbeit geleistet. Der CIA-Dienststellenleiter in Santo Domingo, David Phillips, widmete 40 Seiten seiner Memoiren (»The Night Watch«) der Beschreibung seiner Aktivitäten. Zu Beginn der Krise bestand das CIA-Personal in der Dominikanischen Republik aus knapp einem Dutzend Mitgliedern. In kürzester Zeit erhöhte der CIA ihre Zahl auf 80. Die Stützpunkte befanden sich in

Santo Domingo und neun weiteren Städten. Phillips beschreibt, wie der CIA seine Informationen von Spionen innerhalb der von Verfassungstreuen kontrollierten Gebiete, aus Quellen im dominikanischen Nachrichtendienst und von »freundlichen« Sicherheitskräften im ganzen Land erhielt.

Was Phillips in seinen Memoiren verschwieg, war die Rolle des CIA bei der furchtbaren politischen Unterdrückung durch die provisorische Regierung des Präsidenten Hector Garcia Godoy und bei der Sicherstellung von Balaguers Wahl. Ende 1965 war man übereingekommen, daß 34 Militärführer beider Seiten das Land in diplomatischem Auftrag oder zu Studienzwecken verlassen sollten. Der Führer der verfassungstreuen Kräfte, Francisco Caamano, verließ mit vielen seiner Offiziere das Land. Aber nur wenige der rechtsgerichteten Offiziere verschwanden. Sobald die Verfassungstreuen entwaffnet waren, begann die Garcia-Regierung ihre Schreckensherrschaft. In diesem Klima der politischen Anschläge und der Einschüchterung war es Bosch nicht möglich, seinen Wahlkampf unter den Bauern im Landesinneren zu führen, wo traditionell seine Stärke lag.

Der damalige stellvertretende CIA-Direktor Ray S. Cline (»Secrets, Spies and Scholars«) beschrieb, wie der CIA Balaguer zum amerikanischen Kandidaten erwählte. Der für geheime Operationen zuständige stellvertretende CIA-Leiter (Phillips Vorgesetzter in Washington) hatte Cline davon unterrichtet, daß Balaguer der beste Kandidat für die geplanten Wahlen sei. Er war vorher unter dem Diktator Trujillo Präsident gewesen und lebte jetzt in New York im Exil. Also unterbreitete Cline Präsident Johnson seinen Vorschlag. Es war Sonntag, der Präsident befand sich in seinem Schlafzimmer und seine Antwort war: »Genau! Das ist unsere Strategie; setzt diesen Burschen auf den Posten dort unten.«

Man kann sich vorstellen, wie intensiv Phillips und seine Leute an der Erfüllung eines solchen Auftrags arbeiteten. Man wandte Techniken an, die sich jahrelang bei Wahlunterstützungsaktionen bewährt hatten. Der CIA »baute buchstäblich eine neue pro-amerikanische Machtbasis auf (Balaguers Partei und Regierung), die weitgehend von den Interessen der USA abhängig und ihnen dienlich war« (Fred Goff und Michel Locker: »Latin American Radicalism«). Selbst führende amerikanische Sozialdemokraten, die noch in den frühen 60ern Bosch unterstützt hatten (und Empfänger geheimer CIA-Geldbeträge waren, wie Goff und Locker später enthüllten), sorgten für die Verbreitung der These von »fairen Wahlen«.

Noam Chomsky und Edward Herman haben in ihrem Buch »The Washington Connection and Third World Fascism« die langfristigen Folgen der dominikanischen Invasion beschrieben. Sie dokumentieren darin das Erbe von politischem Mord, institutionalisierter Folter, weitverbreiteter Korruption und brutaler Ausbeutung durch amerikanische Konzerne. Durch Steuerfreiheit, Garantien für Kapital- und Profitrückführung, Unterdrückung von Gewerkschaften und durch Hungerlöhne wurde die Dominikanische Republik in den Jahren nach der Invasion zum Mekka der amerikanischen Konzerne. Nach Chomsky und Herman »war der Masse der Bevölkerung jegliche Chance genommen, wirtschaftlichen Fortschritt, Bildung und politische Mitwirkung zu erlangen«.

Mit Sir Paul Scoon haben die Amerikaner ihren Hector Garcia Godoy für Grenada. Von dem Moment an, als die US-Streitkräfte Scoon als Kollaborateur einsetzten, zeigte er eine verblüffende Ähnlichkeit mit dem früheren Diktator Erie Gairy, in dessen Diensten er einst stand. Mit einer »Autorität«, die dem »Repräsentanten der Königin« in Commonwealth-Ländern absolut nicht zusteht, brach Scoon zunächst die diplomatischen Beziehungen zu Kuba, der Sowjetunion und Libyen ab. Seine zweite Handlung war das Verbot aller öffentlichen Versammlungen (ausgenommen waren Kirchen- oder Geschäftskreise) und Ermächtigung zu Festnahmen ohne richterliche Haftbefehle. Danach ernannte er einen neun Mitglieder umfassenden Beirat »unpolitischer Techniker«. Ein britischer Rechtsberater Scoons behauptete sogar, er habe »das Recht«, die Medien zu zensieren und einzelne Arbeitsverhältnisse aufzulösen.

Allen Berichten zufolge hat Was amerikanische Militär, zweifellos in enger Zusammenarbeit mit dem CIA, nach dem Kämpfen keine Zeit verschwendet, eine umfassende »politische Säuberung« vorzunehmen. Bei Haussuchungen und Straßensperren nahmen die Truppen Hunderte von Verhaftungen vor. Die Gefangenen trieben sie zu Verhören in Lagern unter freiem Himmel zusammen. »Kommunistisch« und »subversiv« befundene Bücher und Papiere wurden konfisziert. Diese Durchsuchungen, Verhaftungen und Wiederverhaftungen sollten jeden demütigen, einschüchtern und entmutigen, der für die Revolution gearbeitet hatte.

Bereits innerhalb einer Woche nach der Invasion befand sich eine hundert Mann starke US-Truppe für psychologische Kriegsführung auf Grenada. Und über 50 Zivilpersonen arbeiteten in der neuen US-Vertretung - wahrscheinlich mehr als die Hälfte davon, also 30 bis 35, CIA-Angestellte. Ihre Aufgaben in den Monaten vor den Wahlen werden ähnlich sein wie Phillips Arbeit in der Dominikanischen Republik. Das heißt, sie werden eine Mandats-Regierung einrichten und unterhalten und schließlich die Wahlen dazu benutzen, eine Fassade von »Demokratie« aufzubauen.

Zuerst müssen sie Sicherheits- und Spionageabwehrunterlagen erstellen. Dazu werden sie die von der Revolutionsregierung und dem New Jewel Movement (NJM) erbeuteten Dokument benutzen sowie die Protokolle der Verhöre Hunderter von Gefangenen. »Die Subversiven« werden nach dem Grad ihrer Beteiligung an der Revolution

eingeteilt. Am wichtigsten sind diejenigen, die Führungspositionen in der Regierung, im NJM, beim Militär und im Sicherheitsdienst innehatten oder Gewerkschaftsführer waren. Dann folgen sämtliche NJM-Parteimitglieder sowie Armee- und Bürgerwehrmannschaften. Danach kommen die Mitglieder der Massenorganisationen. Schließlich wird das CIA-Büro Akten über jeden aktiven Teilnehmer der Revolution angelegt und jeden »Sympathisanten« aktenmäßig erfaßt haben.

In Zusammenarbeit mit den restlichen amerikanischen Militärkräften, die auf jeden Fall bleiben werden, auch wenn die »Kampftruppen« abgezogen sind, sowie mit karibischen und vielleicht Commenwealth-Besatzern wird der CIA die Polizei und den internen Sicherheitsdienst neu besetzen. Reagan hat bereits angekündigt, daß für die »demokratische« Erneuerung 15 Millionen US-Dollar bereitgestellt werden, und das in einem Land von nur 110. 000 Einwohnern. Die über »Subversive« angelegten Akten werden hilfreich sein, um die Aufmerksamkeit der neuen Dienste in die »richtige Richtung« zu lenken. Schließlich werden diese neuen Dienststellen bei Ermittlungen und politischer Unterdrückung als verlängerter Arm des CIA fungieren.

Natürlich müssen auch die grenadischen Medien unter Kontrolle gebracht werden. Das während der Invasion teilweise zerstörte Radio Free Grenada war schon bald wieder sendebereit, und zwar unter dem neuen und kuriosen Namen »Spice Island Radio«; der »Free West Indian«, die zweimal wöchentlich erscheinende Revolutionszeitung, wird bestimmt auch bald wieder unter einem ähnlich »unpolitischen« Namen erscheinen. Die Neugründung grenadischer Medien wird wahrscheinlich unter Beteiligung der Inter-American Press Association und ihrer regionalen Tochtergesellschaft, der Caribbean Publishing and Broadcasting Association, erfolgen. Beide Gesellschaften sind bereits viele Male als Werkzeuge des CIA entlarvt worden.

Fernsehen konnte man vor der Invasion immer nur ein paar Stunden wöchentlich, und das war auch nur einer begrenzten Zahl von Haushalten möglich. Jetzt wird es wahrscheinlich sehr schnell als ein Mittel zur psychologischen Manipulation erweitert werden - für rasche Indoktrination mit »demokratischen« Werten durch die Dallas-Dynastie und andere typisch amerikanischen Programme. Es würde mich gar nicht überraschen, wenn der CIA - durch eine Stiftung oder sonstige Fassade - jeden grenadischen Haushalt mit einem Fernsehgerät ausstattete.

Man wird versuchen, die Gewerkschaften neu zu organisieren und die Führung von Revolutionären säubern. Das American Institute for Free Labor Development (AIFLD) - oft genug als CIA-Fassade entlarvt - wird bestimmt bald ein Büro auf Grenada eröffnen, wo man dann lernen kann, was »freie Gewerkschaftsarbeit« bedeutet. Ein erster Schritt dazu wird die Wiedereinsetzung von AIFLD-Kollaborateuren aus der Gairy-Zeit sein, die während der Revolution isoliert worden waren.

Der Zeitpunkt der Wahlen wird entscheidend für die Sicherstellung einer auf Scoon folgenden Mandatsregierung sein. Es wird berichtet, Scoon habe gesagt, daß - entgegen seiner eigener! Einschätzung von sechs bis zwölf Monaten - die Amerikaner an eine Verschiebung der Wahlen um zwei Jahre dächten. Der Grund für diese Verschiebung liegt darin, daß die Erinnerung an Bishop und die Revolution verblassen soll.

Vielleicht greift der CIA auch auf einen Trick von Forbes Burnham in Guayana zurück und besorgt Wählerstimmen von Grenadiern außerhalb des Landes. Und das sind immerhin mindestens genauso viele, wie es Einwohner auf der Insel gibt. Man kann davon ausgehen, daß deren Sympathien vorwiegend nicht bei der Revolution lagen, und ihre Stimmen daher kaum zur Reorganisation der Linken beitragen werden. Das könnte entscheidend sein (wie in Guayana, wo ehemals in London Ansässige - aber Verstorbene - regelmäßig die Regierungspartei wählten).

Genau wie in der Dominikanischen Republik wird der CIA eine Wahl des »richtigen« Kandidaten sicherstellen. Dazu muß man zunächst einen Kandidaten aussuchen, einen grenadischen Balaguer, und, falls nötig, eine politische Partei und die entsprechende Machtgrundlage für ihn etablieren. Eine Wiedereingliederung der früheren Gairy-Kräfte ist nicht auszuschließen - möglich ist ein Gairyismus ohne Gairy.

Die Revolutionäre, die sich wieder organisieren und Bishops Banner erheben wollen, werden durch die »freien« Medien in Verruf gebracht, als »Agenten« Kubas und der Sowjetunion verschrien, von den neuen Sicherheitsbehörden des CIA schikaniert und von Terroristen überfallen werden. Der Grad der Unterdrückung wird sich danach richten, wie bedrohlich ein Wahlerfolg der Linken erscheint. Wie l%6 bei Juan Bosch kann man das politische Klima für die überlebenden Anhänger Bishops so verschärfen, daß die offene Wahlkampagne eines Kenrick Radix der reine Selbstmord wäre. Der CIA wäre auch imstande, eine Wahlbeteiligung der alten NJM-Fraktion unter Bernhard Coards Führung einzufädeln, um die Linke zu verwirren und zu spalten.

Natürlich ist der CIA nur eine der amerikanischen Agenturen, die mit den Marines ins Land kamen. Beamte des Außenministeriums, angeführt von dem neuen Botschafter, werden an der »Schattenregierung« hinter Scoon teilnehmen. Die Angestellten der Agency for International Development werden neue Projekte beginnen und die alten erweitern, damit die Grenadier dankbar für die Invasion sein können. Es wird berichtet, daß sogar Freiwillige des Peace Corps auf dem Weg nach Grenada sind, um die kubanischen Lehrer und Ärzte zu ersetzen. Alles in allem werden die amerikanischen

Programme auf Grenada - wie 1966 in der Dominikanischen Republik - das Land in Wirklichkeit in ein amerikanisches Herrschaftsgebiet verwandeln.

Während meines letzten Besuches auf Grenada ging ich in die »Greenery«, ein Restaurant an der Hafenpromenade von St. George's. Da saß Jacqueline Creft, die Ministerin für Erziehung und Kultur. Sie erzählte mir, daß sie für die Regierung eine altes, unbenutztes Hotel hoch auf einem Berg oberhalb des Hafens gekauft habe. Sie plante, das Haus zu renovieren und ein Zentrum für darstellende Kunst daraus zu machen.

»Warum ziehen Sie nicht mit Giselle nach Grenada?« fragte sie. »Giselle könnte eine Ballettschule in dem neuen Zentrum eröffnen.« »Wir reden schon seit zwei Jahren davon, Jackie«, antwortete ich. »Es hängt nur noch davon ab, wann Giselle mit dem Tanzen aufhören und mit dem Unterrichten beginnen will. Was mich betrifft, ich käme morgen schon.«

Als Jackie an jenem Mittwochnachmittag zusammen mit Bishop ums Leben kam, starben mit den beiden nicht nur ihre eigenen Träume. Grenada - das war ein neuer Weg, das waren neue Hoffnungen sowohl für karibische Völker als auch für viele andere weit darüberhinaus. Diese Hoffnungen wurden im Oktober 1983 zerschlagen. Aber das Beispiel der grenadischen Revolution - in positiver und negativer Hinsicht - wird nie vernichtet werden.

Übersetzung: Liane Uecker

Konkret 01/84, S. 16

Regina Fuchs, Luc Jochimsen

»Betrachten Sie sich als eine Gefangene der USA!«

Regina Fuchs, 33, Fachärztin für Innere Medizin, hat seit dem 1. Februar 1982 in der Poliklinik von St. George‘s jeden Monat rund 1000 Patienten behandelt, kostenlos. Sie hatte einen Arbeitsvertrag mit dem Gesundheitsministerium Grenadas und erhielt vom »Centrum für Internationale Migration und Entwicklung«, einer Untergesellschaft der »Gesellschaft für technische Zusammenarbeit« (GTZ), finanzielle Unterstützung. In einem Gespräch mit Luc Jochimsen schildert sie ihre Erfahrungen während der US-Invasion auf Grenada.

KONKRET: Regina, was hast du am 19. Oktober erlebt? Maurice Bishop wurde ja nach einer Woche Hausarrest befreit.

Regina Fuchs: Am 19. Oktober kamen sie aus allen Teilen des Landes nach St. George's, um Maurice Bishop und Jaqueline Creft zu befreien - es waren nach meiner Schätzung fast 20.000 Menschen, die eindrucksvollste Demonstration, die ich je in meinem Leben gesehen habe. Einige Leute kamen dann zu mir, die sagten, daß es Bishop gesundheitlich sehr schlecht gehe und ob ich als Ärztin nicht nach ihm schauen könne. Ich ging mit der Mutter von Jaqueline Creft nach oben ins Fort, sah die Befreiten, sprach mit ihnen und sah, daß ihnen nichts fehlte. Ich ging in die Stadt zurück, auf dem Weg zum Marktplatz kamen mir die gepanzerten Armeewagen entgegen, in rasender Fahrt, dann die Schüsse. Es war wie auf einem Schlachtfeld. Kinder in Schuluniformen mit schweren Schußverletzungen, Tote... eine grauenhafte Situation. Am Abend dann die offizielle Nachricht vom Tod im Fort, der Ermordung. Am 24. Oktober habe ich dann den Vertreter der Europäischen Gemeinschaft aufgesucht und gebeten, ausgeflogen zu werden. Ich hatte Angst.

KONKRET: Einen Tag später folgte die US-Invasion. Wann kamen die Amerikaner in dein Haus?

Regina Fuchs: Am 28. Oktober. Soldaten durchsuchten mein Haus nach Waffen, jedes Haus wurde mehr oder weniger durchsucht. Sie wollten wissen, woher ich sei... Später am Tag habe ich mich selbst an die Amerikaner gewandt. Zwei Männer und eine Frau vom State Department sahen sich meine Papiere an: ich füllte einen Fragebogen aus. Sie sagten, ich könne evakuiert werden, wenn ich wollte, ich könne aber auch bleiben. Da entschloß ich mich zu bleiben. Ich fühlte mich meinen Patienten gegenüber verpflichtet. 50 Prozent der Ärzte waren zu diesem Zeitpunkt ausgeflogen. Am Sonntag, dem 29. Oktober - die Ausgangssperre war aufgehoben -, war ich mit Freunden aufs Land gefahren, um nach anderen Freunden zu sehen. Auf dem Rückweg kam uns ein Trupp Soldaten entgegen, hielt uns an, prüfte unsere Papiere, erklärte uns für verhaftet. In einem Lastwagen kamen wir nach Point Salines...

KONKRET,. ... dem neuen Flughafen. Wie sah es dort zu diesem Zeitpunkt aus?

Regina Fuchs: Zum erstenmal wie auf einem richtigen Militärflughafen. Auf der Seite der Baracken, wo früher die kubanischen Arbeiter gewohnt haben: lauter Stacheldraht, doppelte Rollen Stacheldraht, abgeteilt - und dahinter saßen viele Kubaner und auch viele Grenadier. Ich wurde von zwei Puertoricanern in Marines-Uniform verhört. Sie hielten mir vor, ich hätte Kubaner ärztlich versorgt. Ich sagte, daß dies nicht der Fall gewesen sei. Dann schauten sie sich meinen Paß ganz genau an und hielten mir ein Kuba-Visum vor. Ich sagte, ich wäre drei Wochen als Touristin auf Kuba gewesen - wie viele andere auch. Dann kamen die Transit-Stempel durch die DDR dran. Ich versuchte zu erklären, daß jemand, der seit 1966 in West-Berlin lebt und Freunde und Familie in Westdeutschland hat, oft durch die DDR reisen muß. Irgendwann sagte der eine Soldat dann zu mir, daß ich mich als eine Gefangene der Vereinigten Staaten ansehen sollte. Und als ich fragte: Warum?, sagte er, daß ich am falschen Ort zur falschen Zeit gewesen wäre. Dann kam noch ein dritter Offizier, der ganz gut deutsch sprach. Ich erzählte, daß ich mit Unterstützung der deutschen Botschaft auf Grenada arbeitete - sie sollten doch einfach dort mal anrufen. Sie ließen mich einige Stunden warten. Dann konnte ich Point Salines verlassen.

KONKRET: Und was hast du dann gemacht?

Regina Fuchs: Die nächsten zwei Wochen habe ich in der Poliklinik gearbeitet, meine Patienten versorgt - wie vorher. Es gab sehr viel zu tun, viel erschöpfende Arbeit. Sonst war das Leben mehr oder weniger normal. Es gab noch Straßensperren, abends ging man nicht weg. Am 11. November, einem Freitag, erschienen plötzlich amerikanische Soldaten bei Freunden und fragten sie über mich aus. Ob ich aus der DDR sei? Ob ich Waffen verstecken würde? Wie mein Verhältnis zu den Kubanern sei? Daraufhin habe ich noch einmal den EG-Vertreter aufgesucht, ihm die Geschichte erzählt. Er sicherte mir jegliche Unterstützung zu. Am nächsten Morgen kamen sechs Soldaten ins Haus meiner Freunde, wo ich mich gerade aufhielt, und sagten, ich müßte in die Stadt mitkommen, zu einem »Interview«.

Die Soldaten brachten mich in ein Büro in die Lucas Street. Dort saß ich sechs Stunden in einem kleinen Raum, mir gegenüber ein bewaffneter Soldat. Ich bat immer wieder darum, daß der EG-Vertreter benachrichtigt würde und ein Rechtsanwalt. Nach Stunden kam ein Amerikaner und erklärte, wir würden jetzt wegfahren. Ich fragte: Wohin? Er: Nach Richmond Hill, ins Gefängnis. Ich fragte: Warum? Er: Keine Ahnung. Ich fragte nach einem Anwalt. Er reagierte überhaupt nicht. Dann habe ich ihn nach seinem Namen gefragt. Er: I don't even have a name. Dann also Richmond Hill,

Frauenabteilung. Holzbaracke. Eine Zelle ungefähr drei Quadratmeter groß. Nichts zu waschen, kein Handtuch, keine Zahnbürste. Und das Gefühl der Ohnmacht, man selbst kann überhaupt nichts mehr machen.

KONKRET: Niemand kam?

Regina Fuchs: Am Abend kam ein Captain aus Jamaika, der sehr überrascht war, mich im Gefängnis anzutreffen. Er hatte nämlich den Auftrag, mir meine Ausweisung mitzuteilen. Ich sagte: Sofort, gerne. Ich habe gefragt, warum ich denn ausgewiesen würde. Darauf sagte er, das wisse er nicht, es würde keinerlei Begründung angegeben... Das war am Sonnabend, dem 29. Oktober. Am Sonntag früh kam eine der Wärterinnen und sagte, daß Leute da seien, die sich mit mir unterhalten möchten. Das waren Ed und Nancy. Ed war in Zivil, etwa 35 Jahre alt, kleiner Schnauzbart. Und Nancy trug grüne Uniform; ihre Nachnamen wollten sie mir beide nicht sagen. Drei Stunden lang haben sie mich über mein Leben ausgefragt. Über Eltern, Geschwister, Ausbildung, Studium an der FU-Berlin. Ich habe wiederholt nach einem Rechtsanwalt gefragt, nach dem Vertreter der EG gefragt und ob ich meine Familie in der Bundesrepublik benachrichtigen dürfe. Sie sagten, auf alle diese Fragen könnten sie leider keine Antwort geben. Stattdessen sollte ich ihnen lieber sagen, ob ich »Rudi the Red« gekannt hätte... Dann wieder: wie denn wirklich mein Verhältnis zu den Kubanern sei. Und: ich hätte doch neulich zehn Dosen Corned Beef eingekauft. Ob ich denn nicht doch Kubaner verstecken und versorgen würde. Ich habe gesagt, wenn sie mir einen einzigen Augenzeugen brächten, dann würde ich mich weiter mit ihnen über derlei unterhalten.

KONKRET: Wie lange lief das?

Regina Fuchs: Zwei bis drei Stunden, ich hatte keine Uhr, kann es also nicht genau bestimmen. Ich wurde dann auch immer unwilliger, wollte wissen, welche Beweise sie denn nun hätten? Daraufhin schnürten sie einen braunen Aktendeckel auf und holten zwei Hefte heraus. Sie fragten, ob ich diese Hefte schon einmal gesehen hätte. Ich verneinte - nie in meinem Leben. Sie behaupteten, sie hätten diese Hefte in meinem Haus gefunden. Das eine war ein Notizbuch von 1981, das andere war ein dickes Schulheft, darin Protokolle von Treffen, Versammlungen aufgezeichnet - genau konnte ich das nicht erkennen.

KONKRET:- Es waren dir völlig fremde Dokumente?

Regina Fuchs: Ich hatte sie noch nie vorher in meinem Leben gesehen.

KONKRET: In englischer Handschrift... konntest du nicht sagen, daß es nicht deine Handschrift ist?

Regina Fuchs: Das sagten sie ja von sich aus. Sie sagten gleich: Daß das nicht Ihre Handschrift ist, sehen wir auch, aber wir haben diese Hefte in Ihrem Haus gefunden. Wissen Sie denn nicht, wer sie dort abgelegt haben könnte?... Da bekam ich große Angst. Ich meine, man weiß ja so theoretisch, mit welchen Maßnahmen der CIA arbeitet, aber wenn man das dann praktisch erfährt, wenn man solch einer Situation ausgeliefert ist! Sie lasen dann aus dem Notizbuch einen einzigen Satz vor: »Contact international terrorists! « Und ihre nächste Frage lautete dann prompt: ob ich mit der Baader-Meinhof-Gruppe Kontakt habe. Was ich nicht hatte und nicht habe. Dann ließen sie mich wieder allein. Ich war sehr nervös und angespannt den ganzen Sonntag, die Nacht, Montag. Montag mittag kam der EG-Vertreter, der zufällig, nicht etwa durch die Amerikaner, erfahren hatte, daß ich im Gefängnis bin. Er wollte die Botschaft in Trinidad benachrichtigen. Da wurde ich etwas ruhiger.

KONKRET: Sonst tat' sich nichts?

Regina Fuchs: Nichts. Dienstag abend gegen sechs Uhr kam Ed wieder, diesmal mit Frank Gonzales und zwei Soldaten. Diesmal fragte er sehr gezielt: ob ich Philip Agee kenne, den Ex-CIA-Mann. Ihn hatte ich in der Tat zweimal getroffen. Dann die Frage: Haben Sie 1975 eine Erklärung in Solidarität mit den politischen Gefangenen in der Bundesrepublik unterschrieben? Diese Unterschrift hätten sie in ihren Akten.

KONKRET: Auf der Insel Grenada?

Regina Fuchs: Ja. Ich erklärte, daß ich keine Solidaritätsunterschrift für politische Gefangene unterschrieben hätte, daß ich mich allerdings für die medizinische Versorgung eingesetzt habe - der politischen und der nicht politischen Gefangenen.

KONKRET: Und dann?

Regina Fuchs: Zurück in die Zelle. Eine Stunde später kam der Captain aus Jamaika wieder. Ich durfte nach Hause. Später - wurde mir das Dokument ausgehändigt, daß ich Grenada innerhalb 48 Stunden zu verlassen hätte.

KONKRET: Was weißt du darüber, wie es jetzt Leuten aus der Bishop-Umgebung geht?

Regina Fuchs: Ich weiß, daß zwei der noch überlebenden Minister keinen Paß mehr haben, daß Angestellte und Berater ihre Arbeitszimmer in den Ministerien nicht mehr betreten dürfen, daß gegen einen Rechtsanwalt, der sich auf einer Versammlung der Anwälte dagegen ausgesprochen hat, ein Danktelegramm an Präsident Reagan zu schicken, deutlicher Druck gemacht wird.

KONKRET: Du bist dann nach Trinidad geflogen und hast in unserer Botschaft von deinen Erfahrungen berichtet, was haben die unternommen oder sind sie dabei, etwas zu unternehmen?

Regina Fuchs: Ich hab mit dem Botschafter gesprochen. Es ist klar, daß sie von den Amerikanern nicht informiert, ja falsch informiert worden sind. Nachdem der EG-Vertreter von meiner Verhaftung berichtete, ist ihnen über Washington vom State Department folgende Auskunft gegeben worden: ich sei nur ein einziges Mal zur Feststellung meiner Personalien festgehalten worden, befände mich auf freiem Fuß und sei in den Straßen von St. George's gesehen worden.

KONKRET: Zu einer Zeit, als du im Gefängnis saßt?

Regina Fuchs: Ja. Da wollte der Botschafter also nachfragen. Und ich habe außerdem gebeten, die Gründe herauszufinden, warum ich inhaftiert worden bin, warum ich ausgewiesen wurde und was die Ausweisung bedeutet. Ob das bedeutet, daß ich nie mehr nach Grenada zurück kann.

Konkret 01/84, S. 19

Otto Köhler

Der häßliche Deutsche
Der hohler Ordnungsrufer

Wie ein abgehalfterter Parlamentspräsident auf sich aufmerksam macht

Vor 50 Jahren, als das »Gesetz zur Behebung der Not von Volk und Staat« dem Hohen Haus zur Abstimmung vorlag, sorgte Reichstagspräsident Hermann Göring für Ruhe und Ordnung. Rund um das Hohe Haus postierte er Rollkommandos der SA, die oppositionelle Abgeordnete bedrohten, und auch im Plenum selbst ließ er drohend blickende SA-Leute aufmarschieren. Göring siegte. Das Ermächtigungsgesetz wurde mit den Stimmen der Unionsvorläufer vom Zentrum angenommen, und die Siegerfraktion stimmte im Hohen Haus ihr Lied an: »Die Fahne hoch! Die Reihen fest geschlossen!«

50 Jahre später sangen die parlamentarischen Nachfolger des Zentrums nach ihrem Ja zu den besten Massenvernichtungsmitteln, die es je auf deutschem Boden gab: »So ein Tag, so wunderschön wie heute.« Dieses Mal hatte Rainer Barzel, der neue Präsident des Hohen Hauses, für Ruhe und Ordnung gesorgt. Im Plenum selbst standen ihm bewaffnete Sonderkommandos des paramilitärischen Bundesgrenzschutzes zur Verfügung. Diesen Saalschutz zog Barzel erst zurück, als sich der SPD-Abgeordnete Freimut Duve weigerte, unter »Waffengewalt« abzustimmen. Das ganze Hohe Haus war umzingelt mit bewaffneten Polizeieinheiten, die mit Wasserwerfern und Giftgas gegen die frei gewählten Abgeordneten des Hohen Hauses vorgingen. Parlamentsmitarbeiter der Grünen wurden festgenommen und auf eine Polizeiwache verschleppt, weil sie auf dem Weg zum Mittagessen Friedenstücher um den Hals trugen. Doch als Armeeoffiziere in Uniform auf der Regierungsbank Platz nahmen, sah Bundestagspräsident Barzel des Hohen Hauses Würde nicht angetastet.

Der Uniform entspringt er selbst. Als freiwilliger Hitler-Offizier erwarb er sich im Osten das Eiserne Kreuz und andere Tötungsprämien. 1957 zog er in den Bundestag und schon kurz darauf schuf er sich eine starke Hausmacht: die rechtsextremistische Aktion »Rettet die Freiheit«. Sie wurde inspiriert von Eberhard Taubert, der erst bei Goebbels (z. B. mit dem Mord-Film »Der ewige Jude«) und später bei Verteidigungsminister Strauß für »psychologische Verteidigung« zuständig war. Adenauers Staatssekretär Globke, der vorher mit seinem Kommentar zu den Rassegesetzen Auschwitz vorbereiten half, sorgte dafür, daß Barzel Chef der Freiheitsretter und ihrer radikalen Kampfgruppe mit vielen ehemaligen NS-Professoren wurde. Jede Kritik an Globke bezeichnete Barzel als »kommunistisches Gift, das unseren Hirnen einsuggeriert wird«. Doch ein »Rotbuch« der Freiheitsretter zur Denunziation jeglicher' intellektueller Opposition wurde zum Stolperstein auf Barzels Karriereweg. Es hagelte Strafanzeigen, weil er selbst Leute wie Luis Trenker und Olga Tschechowa als Kommunisten verdächtigte. Barzel damals: es sei nicht Sache der Rotbuchverfasser, ihre Vorwürfe zu belegen, sondern Sache der Beschuldigten, die Vorwürfe zu entkräften. Trotzdem wurde Barzel 1962 Minister - ausgerechnet für gesamtdeutsche Fragen, intrigierte dann als Fraktionsvorsitzender und designierter Kronprinz gegen Kanzler Erhard, mußte aber 1966 Kiesinger den Vortritt lassen und verkam ab 1969 trotz zeitweiliger Kanzler-Kandidatur in der Opposition. Ein mißglückter Mißtrauensantrag gegen Bundeskanzler Brandt zwang ihn zum Verzicht auf seine Ämter. Er zog sich zurück, schrieb einen Schundroman (»Das Formular«) über die Zustände (»Ihre Füße, ihre Schenkel, ihre Hände tasteten zueinander«) in der »Zone« und verfaßte ernstgemeinte Sachbücher zum Lachen. Zuletzt 1982 »Unterwegs. Woher und Wohin?« mit der Aufforderung: »Binde deinen Karren an einen Stern! «

Nach der Wende band er seinen Karren bescheiden erstmal ans alte innerdeutsche Ministerium und hoffte auf ein Mehr. Nach der März-Wahl bekam er's: das Präsidentenamt im Hohen Haus. Als Bundespräsident Carstens auf eine zweite Amtszeit verzichtete, hoffte Barzel ungestüm auf ein Nochmehr. Doch noch vor der Massenvernichtungsdebatte des Bundestags mußte er seinen Karren aus den Sternen holen: der Bundespräsidententraum war ausgeträumt. Erhards einstiger Kronprinz muß seine alten Tage im hohlen Amt des Parlaments-Aufpassers beschließen.

Umso unbeherrschter schlug er jetzt zu. Am Morgen des ersten Tages stellte der Abgeordnete Burgmann von den Grünen Antrag auf Vertagung der Sitzung. Ihn hatten die Wasserwerfer der Polizei auf dem Weg ins Parlament attackiert, und er sagte darum zur Begründung seines Antrags: »Mit unheimlich brutalem Polizeieinsatz wird draußen demonstriert, was diese Regierung unter Frieden versteht. « Des Parlamentspräsidenten einzige Reaktion: ein Ordnungsruf für den von der Polizei angegriffenen Abgeordneten. Und ein zweiter Ordnungsruf mit Ausschlußdrohung als Burgmann fortfuhr, seinen Antrag auf Unterbrechung mit dem Verhalten der Polizei zu begründen. Keinen Ordnungsruf erteilte der parteiische Präsident dagegen seinem Fraktionsfreund, dem Fäkalabgeordneten Waigel für den Zwischenruf gegen Burgmann: »Gehen Sie rechtzeitig auf das Pissoir, dann bekommen sie keine nasse Hose!« Durch nichts war dieser Parlamentspräsident zu bewegen, die von der Polizei attackierten Abgeordneten in Schutz zu nehmen. Bundestagsabgeordnete wurden von Polizisten zu Boden gestoßen, als sie am Gedenkstein für die Opfer des Naziregimes einen Kranz für ihre ermordeten

Reichstagskollegen niederlegen wollten. Zurückhaltend sprach der Abgeordnete Bastian von einer »Unangemessenheit des Polizeieinsatzes«, Barzel aber warf sich für den Terrorakt in Positur:

»Herr Abgeordneter Bastian, ich erkläre hiermit: Der Präsident des Deutschen Bundestages dankt den Ordnungskräften, die diese freie Debatte und Entscheidung möglich machen. Ich bitte Sie, sich zu mäßigen. «

Als Parlamentspräsident dagegen offenbarte Barzel noch am Abend der Raketenabstimmung maßlose Parteilichkeit. Zur Begründung seines Abstimmungsverhaltens gegen die NATO-Raketen verwies der Abgeordnete Schily auf die brutale Auslieferung einer asylsuchenden christlichen Kurden-Familie an den NATO-Partner-Türkei. Und er sprach dabei von »Gestapomethoden« und von einer »Nacht-und-Nebel-Aktion« - wie übrigens zuvor schon CDU-Nachbarn der Kurdenfamilie. Doch für den Präsidenten Barzel war das zuviel des freien Wortes. Er verhängte zwei Ordnungsrufe und bedrohte Schily mit dem Ausschluß von der Sitzung. Begründung: Keine. Wie damals beim Rotbuch: soll doch Schily nachweisen, daß er nicht gegen die Geschäftsordnung des Bundestags verstoßen hat.

Konkret 01/84, S. 20

Karl-Heinz Hansen

Primaten der Politik

Es sollte eine »historische Stunde des Parlaments« werden. In Wirklichkeit wurde die »Nachrüstungs«-Debatte zu einer Orgie in Inkompetenz, Heuchelei, platten Lügen und dümmstem Antikommunismus. Karl-Heinz Hansen zieht die Bilanz.

In diesen Tagen wird jedem Volksgenossen, der nicht hören oder sehen wollte, als Lektüre angeboten, was sich die Volks-Vertretung am 21. und 22. November geleistet hat: »Die Nachrüstungsdebatte im Bundestag - Protokoll einer historischen Entscheidung« (rororo 5433, 9.80 Mark).

Ich rate ab. Sowohl denen, die immer noch Hoffnung in das System der sogenannten parlamentarischen Demokratie setzen, wie auch jenen, die zu keinen Illusionen über die real existierende Demokratie mehr fähig sind, denn ihre aus Ohnmacht erwachsenen Depressionen könnten nur vertieft werden.

Wer sich den ästhetischen Anspruch bewahrt hatte, das aufgeführte Stück wenigstens ansprechend in Form, Stil und Sprache inszeniert zu sehen, konnte über den mit Inbrunst vorgetragenen Platitüden und vollmundigen Bekenntnissen nur wehmütig an die Auseinandersetzungen der 50er Jahre zurückdenken - angesichts sprachlicher Glücksfälle wie dieses:

... Ich bin trotz kleiner Ärgernisse *in dieser Debatte - ich will es nicht schärfer sagen - nicht ohne Unzuversicht, daß sich dieses Parlament dieser Verantwortung gewachsen zeigen wird. (Dr. Hamm-Brücher, FDP, 22.11.83).*

War das Gestammel schon keine Debatte, so war das Spektakel erst recht keine Entscheidung. Die wurde von anderen anderswo vor fünf Jahren getroffen. Davon abzulenken, sind alle rührigen Bemühungen der Bonner Dramaturgie gescheitert, obwohl sich die Vorsänger von Anfang bis Ende streng an das Szenario hielten: Auf der republikanischen Geschäftsgrundlage »Antikommunismus« Bekenntnisse zu unseren Freunden, beschwörende Appelle an den inneren Feind (Kommunisten, Grüne und die von ihnen gesteuerte Friedensbewegung), Drohungen dem äußeren Feind (der »imperialistischen Sowjetunion«).

Historisch war die Bonner Aufführung nur vorläufiger Tiefpunkt des Versuchs mit einer Demokratie. Botho Strauß hätte etwas Besseres daraus gemacht, allerdings in anderer Besetzung. Weil das Buch zum Stück dennoch zu erscheinen droht, sagen wir in Anlehnung an Karl Kraus, daß die Bonner Aufführung zwar keinerlei Würdigung verdient, ihrer deshalb aber umso dringender bedürftig ist.

Vom Denkverzicht zum Denkverbot

In der Sache argumentiert die (»sogenannte«) Friedensbewegung seit Jahren verständiger, kundiger und genauer als sämtliche die Parlamentsbühne bevölkernden Protagonisten. Die verlesenen Texte offenbarten alle Symptome eines unheilbaren politischen Autismus. Sie wetteiferten, dem erstaunten Publikum glauben zu machen, daß es keine neue globale Nuklearstrategie des großen Bruders jenseits des Teiches zum Zwecke der Einkreisung, Erpressung und letztendlichen Enthauptung der Sowjetunion gebe, daß die US-amerikanische Musterfarm Bundesrepublik in dieser Strategie nicht längst als Raketenrampe eingeplant sei, daß die gigantische Aufrüstung zu Lande, zur See, unter der Arktis und im Weltraum nur der Kriegsverhütung und Friedenssicherung diene, daß das Schließen des »Fensters der Verwundbarkeit« und die Vorbereitung des »Krieges der Sterne« nicht die Kriegsführung und die Beherrschung des Globus im »Namen der Freiheit« möglich machen sollen, daß die Ursachen nicht die Weltwirtschaftskrise und der heißer werdende Rohstoff- und Handelskrieg seien, der vom US-Kapital gegen die Konkurrenz westlicher, staatlich verfaßter Einzelkapitale und der sozialistischen Länder geführt wird.

Der eigene Verzicht, offenkundige Tatsachen zu bedenken, genügt ihnen nicht: bei Strafe der Verfemung als »Pervertierte« soll keiner mehr daran denken dürfen:

Die Argumentation der fundamentalen sicherheitspolitischen Verweigerer hat sich in den letzten zwei Jahren mehr und mehr auf diese schrecklichen Waffen und auf diese grauenvollen Wirkungen fixiert... Ihre unheilvolle , gedankliche Pervertierung der kriegsverhütenden Instrumente unserer Sicherheitspolitik zu Instrumenten der Kriegsführung a en politischen Dialog um die beste Sicherung des Friedens, hat die Friedensdiskussion erschwert. (Dr. Kronenberg, CDU/CSU, 22.11.83).

Kriegsführungsstrategie als fixe Idee in den kranken Hirnen der Friedenshetzer - respektables, mit Szenenapplaus bedachtes Meisterstück rationaler Wahrnehmung von Realität durch politische Experten. Im Zentrum der Weltauffassung fast aller vom Palmström-Syndrom befallenen Politexperten (Ausnahmen: einige »kommunistische« Grüne) scheint ein anderes, tiefsitzendes »Gesundheitsbild« auf: der unerschütterliche Glaube an das »Bündnis«, Treue zu NATO (wie Adenauer, ohne Artikel) als »Berechenbarkeit«, das Gespenst des deutschen »Neutralismus« und der »Abkoppelung« von Schirm und Schutz der USA. Wie uns die große Katholische seit zweitausend Jahren verkündet, außerhalb der Kirche sei

kein Heil, so beschwören es die Medizinmänner bundesrepublikanischer Politik seit 38 Jahren: EXTRA NATO NIHIL SALUS, zuweilen unter Beimischung gemäßigt klerikaler Obszönität:

... Nur ein bißchen NA TO, so nach eigenem Geschmack, das kann es genauso wenig geben wie nur ein bißchen Schwangerschaft. (Biehle, CDU/CSU, 22.11.83).

Das nur durch eine kurze Zwischen-Warnzeit der Entspannung unterbrochene eiszeitliche Quartär der Politik setzt sich also fort im endgültigen Verzicht auf den Versuch, doch noch Herr der eigenen Geschichte zu werden, statt gebeuteltes Objekt widersprüchlicher kapitalistischer Interessen zu bleiben und womöglich als Opfer der Eskalation zum kriegerischen Konflikt zu enden.

Auch die Sozialdemokraten wollten sich von den CDU/CSU-Chargen nicht überbieten lassen in Bekenntnistreue zur NATO, wohl nicht nur, um von den (noch) nicht in Acht und Bann versetzten Ketzern in den eigenen Reihen abzulenken, sondern um nicht schon wieder in den (nie verdienten) Geruch »vaterlandsloser Gesellen« zu kommen. Als Mitwirkende beim öffentlichen Gelöbnis zur NATO mühten sich die Genossen stattdessen redlich, aber vergeblich, zu beweisen, daß sie immer recht gehabt haben, trotz oder wegen entgegengesetzter »Entscheidungen«, 1979 ebenso wie 1983. Klar und deutlich einen Irrtum zuzugeben und tätig Reue zu zeigen, ist der SPD mit Heinrich Albertz nur einmal unterlaufen. Das darf nicht wieder vorkommen, da sei Glotz vor.

Neues zu denken, muß dann schon anderen vorbehalten bleiben. Nein, nicht Honecker, so »atomwaffen«-frei wollen wir nicht sein und ist die DDR bald nicht mehr, sondern zum Beispiel anderen im Lager unserer Freunde der »westlichen Partei« (Helmut Schmidt), die nicht Reagans Freunde sind. Erst am 2.12.1983 hat Prof. Norman Birnbaum von der Georgetown-Universität in einem Kommentar der »New York Times« angeregt, darüber nachzudenken, daß »kontrollierte und langsame Schritte zu einer Neutralisierung der beiden Deutschlands die Gefahren der Konfrontation der Supermächte verringern würden« und ein »neutralisiertes und wiedervereinigtes Deutschland« Vorteile haben könnte. Wohl nicht die Vorteile, die er meint, aber vielleicht lohnte es sich, auch in diesem »unserem« Lande über unsere Interessen nachzudenken, damit die Entwicklung der (Un)sicherheitspolitik vom vorauseilenden Gehorsam zur kriecherischen Unterwürfigkeit gegenüber den USA gebremst wird?

Selbst der alles andere als progressive amerikanische Historiker Gordon A. Craig meinte, die Deutschen hätten seit langer Zeit keine unabhängige Außenpolitik, wenn er Deutscher wäre, würde er sicher sagen: Wir müssen ein bißchen mehr in unserem eigenen Schicksal hier zu sagen haben. Aber im bundesrepublikanischen Teil des US-Dominiums ist der Senator Kohl amtlich zuständig, und der unterstellt anscheinend Moskau die Politik, die er nicht machen können darf:

(Die Maximalforderung der Sowjetunion) nimmt uns, der Bundesrepublik Deutschland, als Nicht-Kernwaffenstaat den nuklearen Schutz der USA; sie enthält dem Bündnis die Mittel vor, die es zur Durchführung (!) seiner Strategie benötigt, und betreibt damit die Abkoppelung Europas von den USA (21.11.83).

A. Dregger (CDU/CSU) sieht die Bundesrepublik schon heute von der »weltrevolutionären« Sowjetunion ausgebeutet durch die Androhung der Ausbeutung nach einer Zerstörung Europas durch sowjetische Raketen:

Europa würde verteidigungsunfähig. Es wäre aber nicht in der Fläche zerstört. Es stünde nach der Besetzung zur Ausbeutung Zur Verfügung... Allein die Möglichkeit, daß sie es tun könnte, ist geeignet, unseren Willen zu lähmen und uns untertänig zu machen. (21.11.83).

Wie rührend, wenn Vogel (SPD) verlangt: »Die Politik muß endlich ihren Primat wiederherstellen«. Was soll der Ruf nach dem Primat der Politiker, wenn die Politik von Primaten gemacht wird?

»Leben heißt sterben«

Nach »Frieden« war »Freiheit« die häufigst mißbrauchte Vokabel, die in der »großen Debatte« (Kohl, CDU/CSU) mißbraucht wurde. Denn es ging um die humanistische, ethische, religiöse Rechtfertigung der »grauenvollen« Raketen. Was christliche und demokratische Politiker sich bei »Frieden in Freiheit« jenseits allen Wortgeklingels (»Freiheit ist für uns Bedingung des Friedens. Sie kann nicht sein Preis sein... Aber dieser Frieden in Freiheit hat seinen Preis.« Kohl, CDU/CSU, 21.11.83) wirklich denken, hat Tradition.

Schon im März 1952 hatte Adenauer die Parole ausgegeben: »Wer den Frieden will, der muß den Wettlauf mit der sowjetischen Atomrüstung veranstalten«. Am 25. März 1958 in der Debatte über die atomare Bewaffnung der Bundeswehr sagte der CDU-Abgeordnete Dr. Martin (in seiner Fraktion fürs Moralische zuständig), die eigentliche Gefahr sei nicht die Atombombe, sondern die Existenz eines totalitären Regimes, und *die physische Vernichtung sei leichter zu ertragen als die geistige Auslöschung.* Vor dem Ostermarsch 1983 erkannte der Verteidigungsminister Dr. Manfred Wörner (CDU/CSU) in

den Gemeinden der Bundesrepublik eine merkwürdige Auffassung vom Leben, die sich in »der Verabsolutierung von Überleben« äußere und nicht im Einklang stehe mit christlich-religiösen Grundüberzeugungen.

Dr. Waigel (CDU/CSU) erinnerte am 21.11.1983 im Bundestag an den Fürsten Fugger (CSU), der über sein Leben geschrieben habe: »Lieber den Tod, als in die Knechtschaft gehen« und verstand das als einen Rat, den man »nicht in den Wind« schlagen solle. Nach se - ner Meinung ist »diese Stationierung auch moralisch, ethisch gerechtfertigt«, denn »angstfreie Gelassenheit besteht nach christlicher Überzeugung darin, daß Verlauf und Ziel der Geschichte in Gottes und nicht in Menschen Hand« liege.

Die Kontinuität der moralisch-theologischen Rechtfertigung eines gerechten Atomkrieges könnte nicht eindeutiger sein: von »Deutschland muß leben und wenn wir sterben müssen« bis zur unausgesprochenen Devise »Lieber frei, aber tot«, von der Gebetsmühlenformel »Wiedervereinigung in Frieden und Freiheit« bis zur Verwirklichung der »Nachrüstung in Frieden und Freiheit«.

Belagerungszustand

Wenn sich die Vertreter des abendländischen Parlamentarismus wechselseitig »Betroffenheit« vor Raketen bescheinigen, erreicht die Debatte ihren Höhepunkt. Ausgerechnet jene, die den inneren Belagerungszustand durch Demontage verfassungs-garantierter Rechte herstellen, fühlen sich bedroht vom »Dru& der Straße«, um nicht zu sagen »Pöbel«. Sie vergleichen die Proteste und Mahnwachen der Friedensbewegung mit dem Terror von SA- und SS-Horden eines Regimes, dessen politische und persönliche Kontinuität sie herzustellen halfen oder zumindest nicht verhinderten. Ausgerechnet jene, die der Verjährung von Nazi-Verbrechen das Wort redeten, entdecken heute ihr »persönliches« und/oder christliches »Gewissen«.

Das allerbeste Gewissen bewies die Abgeordnete Frau Verhülsdonk (CDU/CSU), als sie mit religiöser Inbrunst erklärte, was sie »persönlich in dieser wichtigen Stunde« bewegte und warum sie dem Psychoterror der Mahnwachen und telefonischen Appelle zu widerstehen entschlossen war:

Die Angst vor der Gestapo Hitlers war tägliches Bewußtsein. Die frühe Erfahrung der Unfreiheit in einem totalitären Regime war nicht zuletzt der Motor, der mich in die Politik getrieben hat, um in unserer demokratischen Ordnung Mitverantwortung zu übernehmen. Aus dieser Verantwortung und aus dieser politischen Erfahrung heraus kann ich es mir nicht leisten, mich von einer emotionalen Grundstimmung anstecken zu lassen, die in vielen Gruppen längst den Charakter einer Psychose angenommen hat. (22. November 1983).

Ihre frühe Erfahrung mit der Angst vor der Gestapo hatte Frau Verhülsdonk als Mitglied Nr. 9 690 414 in der NSDAP gemacht. Das wirkt nach.

Ebenso konsequent fordert die Abgeordnete Dr. Hellwig (CDU/CSU) von den Christen, die den rechten Glauben an US-Raketen nicht teilen wollen oder können, »hier und heute« zu beschließen, »in die DDR zu gehen«. (22.11.1983). Ob ein Prüfungsausschuß für Abgeordnete die Gewissenstäter von heute aussieben könnte, muß bezweifelt werden. Der bürgerlich-liberale Autor Albert Vigoleis Thelen hat es im Exil 1933 schon besser gewußt: »Die Geschichte des Nationalsozialismus wird nie geschrieben werden können, s olange die christliche Verlogenheit andauert« (Die Insel des zweiten Gesichts, 1970, S. 540).

Zum Beispiel »Widerstand«

Beim Reizwort Widerstand wurden die Protagonisten der etablierten Parteien besonders redselig, beschworen sie Buchstaben und Geist der Verfassung. Nicht nur, wenn es um ihre (Über)lebensfrage »Wer kauft die Republik und wer zahlt die Parteien?« geht, steht die Front, siegt die »Gemeinsamkeit der Demokraten« (Mischnik, FDP, 21.11.1983). Auch in der streitbaren Abwehr jeder Art Zivilen Ungehorsams sind die Parteien sich einig, die Grünen ausgenommen, aber die wollen ja erst noch eine (von ihnen?) werden.

Gerade in sogenannten Oberlebensfragen gibt es nicht die geringste Legitimation für den Anspruch einer Minderheit, ihren Willen gegen eine Mehrheit durchzusetzen. Gegen demokratische Mehrheitsentscheidungen unserer frei gewählten Volksvertretung hat niemand das Recht zum Widerstand. (Helmut Kohl, CDU/CSU, 21.11.1983).

So oder ähnlich: Vogel (SPD), Müller (CDU/CSU) und andere. Und Helmut Schmidt (SPD):

Auch im Sinne von Artikel 20 Absatz 4 unseres Grundgesetzes kann keineswegs von einem Recht auf Widerstand, auf Blockade oder Belagerung des Bundestages geredet werden. (21. November 1983).

Recht hat er, denn er ist dabeigewesen, als dieser Absatz 4 ins Grundgesetz geschrieben wurde, damit nie wieder jemand sich darauf berufen könne.

Einerseits ist das Recht auf Widerstand immer ein übergesetzliches Recht gewesen. Der politischen Pflicht zum Widerstand hat die SPD zuletzt 1933 entsagt, als ein »Dringlicher Appell« (Heinrich Mann, Käthe Kollwitz u. a.) die KPD und SPD zur Aktionseinheit gegen Hitler aufrief. Deshalb muß bis heute Otto Wells' Rede gegen das Ermächtigungsgesetz herhalten, um sozialdemokratisches Versagen in der Geschichte der Arbeiterbewegung »in Ordnung« zu bringen. Verschwiegen wird stets, daß SPD-Abgeordnete wenig später der Regierungserklärung Hitlers zustimmten und daß die Gewerkschaften gemeinsam mit der NSDAP zum 1. Mai 1933 einluden. Statt nur rückblickend dieses Versagen zu bekennen (Högener, Kühn), könnte man daraus lernen, daß Widerstand gegen tödliche Entwicklungen wirksam nur so lange möglich ist, wie demokratische Strukturen noch nicht gänzlich beseitigt sind.

Andererseits hat das Bundesverfassungsgericht das überpositive Widerstandsrecht schon frühzeitig (August 1956) eingefangen durch Bindung an alle möglichen und unmöglichen Voraussetzungen. Nachdem die meisten Grundrechtsartikel von Art. 1 bis Art. 20 durch einschränkende Gesetze nahezu inhaltslos geworden waren, gab es schließlich die einmalige Gelegenheit, mit der Verabschiedung der Notstandsgesetzgebung (24.6.1968) die Zustimmung zu dieser, die Absichten der Verfassungsväter verfälschenden Nebenverfassung mit der Aufnahme eines Absatzes über das positive Recht zum Widerstand in Art. 20 zu erkaufen und gleichzeitig damit überpositives wie positives Widerstandsrecht ein für allemal zu liquidieren. Der Abs. 4 des Art. 20 lautet nämlich: »Gegen jeden, der es unternimmt, diese Ordnung zu beseitigen, haben alle Deutschen das Recht zum Widerstand, wenn andere Abhilfe nicht möglich ist.«

»Wenn andere Abhilfe nicht möglich ist« - das war der Trick. Solange irgendwo ein Gericht noch amtiert, kann sich niemand auf das »Recht« zum Widerstand berufen - auch nicht gegen verfassungswidrige Handlungen der Staatsorgane, z.B. des Parlaments.

Was sagt uns das? Ob dieser Trick ausreicht, jede Art von Widerstand gegen verfassungswidrige Handlungen auch in Fragen des Überlebens auszuschließen, muß durch eine Klage beim Bundesverfassungsgericht geklärt werden. Nicht wegen der Hoffnung auf eine positive Entscheidung, sondern weil die Verfassungsschützer, beim Wort genommen, Einblicke in das Funktionieren des Systems gewähren könnten.

Politisch wichtiger und richtiger ist es, jetzt alle Möglichkeiten des Widerstandes auszuprobieren, um die einzig erfolgversprechende Form von Widerstand vorzubereiten, den politischen Generalstreik. Der dazu notwendige Bewußtseinsprozeß kann befördert werden durch die Triebkraft der Wut im Austausch gegen die Angst vor der Apokalypse. Wut und Unversöhnlichkeit mit dem System aus der Einsicht, daß von den in freien Wahlen ermächtigten Insassen des Bundestages, die in zwei Tagen voller historischer Stunden vorgeführt haben, wozu sie (un)fähig sind, kein Stück realer Demokratie zu erwarten ist. Das hat nicht allein mit dem kaum verhüllten Charakter dieser Anstalt als Software des militärisch-politisch-industriellen Komplexes zu tun, sondern umfassender mit dem permanenten Notstand eines Parlaments im System des gewöhnlichen Kapitalismus.

Derselbe kam in der »Debatte« natürlich nicht vor, denn wie sagt der Engländer so ganz richtig: A politician stands where he sits.

Konkret 01/84, S. 25

Günter Herburger

Das Land der Stille

Noch heute gilt Birma (Burma), der Staat zwischen Himalaya und Thailand, der aus den alten Königreichen von Awa und Arakan entstanden ist, als eins der geheimnisvollsten Länder der Weit. Nach der Unabhängigkeit von den britischen Kolonisatoren (1948) hatte sich Birma in eine fast vollkommene Isolation begeben, und auch heute kommen nur wenige Fremde in die sozialistische Republik. Der Münchner Schriftsteller Günter Herburger (»Die Augen der Kämpfer«) hat das Land besucht

Ein förderhin gehegter Wunsch ging nach Abschluß von drei Vierteln Arbeit an einer Roman-Pagode traumatisch in Erfüllung, nämlich das phantasierte Morgenthau-Land tatsächlich zu bereisen, Birma!

Im letzten Thai-Flugzeug nach Rangun, und Westler dürfen nur dort einreisen, erklang noch das Weihnachtslied »Stille Nacht, heilige Nacht«, amerikanisch befeuchtet, dann Schweigen, Ermahnungen, es war, als würden die Gäste bedauernd entlassen, obgleich sie für die Fahrt viel bezahlt hatten. Ein paar wären, fürchte ich, lieber umgekehrt.

Eines wußte ich, daß ich, gut vorbereitet, nicht erleben würde, worüber ich gelesen und was ich mir vorgestellt hatte. Meine Tochter hätte gesagt: Schau genau, hör zu, du warst doch auch in der Schule. Die Regel stimmte: In der Fremde wurde das Heimatliche sichtbarer, und seitdem will ich in diesen abgeschiedenen Staat zurück, aber mein Platz ist hier; zweite Regel der Vergewisserung.

Das Flugplatzgelände glich dem einst künftigen vielleicht Braunschweigs, mit einem Unterschied, es war von Winkenden auf dem einzigen Terrassenregal überfüllt, und darunter an der Sperre drängten sich noch mehr.

Als wir nach Ende des Krieges einen Kilometer vor der Schweizer Grenze standen, um einen Onkel, Ohrenarzt, und seine Frau, die aus einem Züricher Getreidehaus stammte und auch sommers einen Filzhut trug, zu empfangen, fühlte ich genauso. Sie w ren mit Paketen behängt und mußten langwierige Kontrollen durchlaufen, die sie bestanden. Gut ein Dutzend Jahre später starben sie, beide über neunzig Jahre alt, nebeneinander in einem hühnenhaften Ehebett, das sie aus Protest gegen die Wiederaufrüstung, die Adenauer-Zeit, nie mehr frisch bezogen hatten. Ihre Asche mußte, laut Testament, neben einem Thuja-Baum im Garten beigesetzt werden, eine Kalamität.

Gewappnet trat ich ein, um zu Warten. Dritte Regel: Zeit spielt keine Rolle, nichts geht verloren, wie in den Märchenbüros der Erzähler.

Wenig Licht, darüber al fresco ein Fries, auf dem Menschen in flatternden Gewändern aus weißen Schlünden zwischen Bergspitzen emporflogen, verfolgt von Drachen und Elefanten, manchmal war es auch Gewürm, einziges Beispiel einer Art buddhistisch-sozialistischen Realismus, allerdings in perfektem Hodler-Stil, jenen Malers, der nicht nur Pflügende, sondern auch die Sterbephasen seiner krebskranken letzten Frau gezeichnet hatte, danach versank er in Schwermut, eilte ihr nach.

Rangun bedeutet Streit Ende, Yan Kaun. Dort soll aus der Baybobo oder Bobobay der fischgeborene, sehr kräftige Mönch Shin U Pa Goatt gekommen sein, der mittags die Sonne anhielt, damit er reichlich gespendeten Reis reinen Gewissens aufessen konnte. Dieses selbstbewußte, doppelbödige Bild begleitete mich. Zum sehr kräftigen Mönch wird um gute Geschäfte, demnach Nahrung, und für Witz auch überraschende Gedanken gebetet. & er allen gleich wichtig ist wie Studenten, ungewiß. Später lernte ich ein mit Goldfolie geschmücktes Hinterglasbild der Thuja Thiri Mother kennen, der Mutter der Gelehrsamkeit. Es wurde auf einem Wochenmarkt verkauft; jetzt hängt es im Zimmer meiner Tochter, durch die ich neu sehen lerne, wie ich es früher noch konnte.

Tropische Nacht und Hitze schlugen ineinander, eine Zeitverschiebung, die der birmanischen Wocheneinteilung entsprach, 8 Tage, am Mittwoch vormittag Elefant mit, nachmittags ohne Stoßzähne. Es schließen sich bis Sonntag noch Ratte, Meerschweinchen, Schlange und Vogel Greif an, der das Kleinzeug wieder verschlingt. Das Schicksalsrad Samsara waltet, dann treten Tiger und Löwe am Montag und Dienstag auf, die den Elefanten jagen, der sich Mittwoch nachmittag anscheinend nicht mehr wehren soll.

Die 3-Millionen Hauptstadt besaß, außer dem Rattern spärlicher Zweitakter und der einsamen Geschwindigkeit überfüllter Busse und apokrypher Lastwagen, unbekannt gewordene Geräusche: Das Zischeln von Sandalen und nackter Füße in Staub, eine behutsame Verschwisterung. Es war, als wäre ich eingekehrt in einen vorherigen Zustand, als nur Geher und Boten unterwegs gewesen waren.

Um den altbritisch verfallenen Kern aus Steinhäusern lagen Garten-Areale mit Hütten und Palmen, ab und zu nachts von einer Birne beleuchtet. Alle Leute trugen den Longyi (sprich Londschi), einen wadenlangen Rock, der ein angenehmes Schrittmaß bestimmt. Bei Frauen ist er geblümt und wird seitlich geknüpft, bei Männern kariert und vorn gebunden. Kokett, ihn kurz zu öffnen, damit Luft einströmt.

Niemand war dick, außer ein paar Indern, es konnten auch Pakistani sein, die Berufsgruppe der Alternativen. Niemals würde ein Birmese schlachten. Wurst, meines Wissens unbekannt, Fleisch, außer Huhn oder Fisch, wenig vorhanden. Die Westler fingen zu lamentieren an, denen Pflanzenkost, wofür unsere Därme eingerichtet sind, wohlgetan hätte.

Ich sah zweirädige Ochsenkarren mit dem Chauffeur auf der Deichsel, und eine kleine Ziegenherde blieb, die kostbaren Euter durch Jutesäckchen geschützt, vor jedem Haus stehen, während junge Hirten wahrscheinlich Milch anpriesen, gemolken für die Kundschaft in verbeulte Eimer.

»Warum denn, wie albern, ach, wie schön«, rief eine alte, imposante Schauspielerin aus Hamburg. Wir wanderten weiter durch die bewegte Nacht.

Geist.

Er hat sich in die exakten Wissenschaften begeben, feiert Triumphe seiner Verifizierbarkeit, ausgedrückt mittels Beobachtungen des Mikro- und Großkosmos. Bald wird ein Elektronengerät verfügbar sein, das einzelne Atomkerne besichtigt, also auch im verrückten Raster die in immensem Abstand kreisenden Schalen anpirscht. Es ist phantastisch, reißt zu Spekulationen hin, die uns antreiben, doch Joseph Weizenbaum, ein nach Amerika ausgewanderter Berliner, der Informatiker wurde, konstatiert melancholisch, er fühle sich immer mehr nicht daheim, brauche Begrenzung, sein Leib, der noch aus der Bronze-Zeit stamme, wehre sich.

Auch das äußerst geschickte Einsammeln flüchtiger Isotopen, beispielsweise Neon-21 und -22, Magnesium-25 und -26 Aluminium-27 nebst Silicium-29 und -30, eine Erkenntnis, daß der Aufbau von Sternen in der Tiefe unserer Milchstraße ganz anders sich ereignet haben kann, und demnach sind wir, trotz Wahrscheinlichkeitsrechnung,

einzeln, beweist zunächst nur Flüchtigkeit innerhalb entsetzlicher Dauer.

Ich kenne keine birmanischen Mathematiker oder Physiker, aber ihrer Sprache nach könnten sie besser vorbereitet sein als wir. Sie ist monosyllabisch, hat 33 Konsonanten und 12 Vokale, die insgesamt in 64 Tonhöhen gesprochen werden, pro Vokal fünfeinhalb, teilbar durch eins und nochmal eins, ergibt ein, was lockt, den Irrgarten der Primzahlen zu betreten. Das sino-tibetische Getümmel klingt wie ein sanftes, schnelles Zählwerk digital. Als ich mein stümperhaftes Sanskrit anwenden wollte, scheiterte ich sofort.

Keine bequemen Wortungeheuer, die im Oberbau abstrakt vernebeln, vielmehr umständliche Schritte, als deute man noch auf Stücke, die für das Überleben wichtig sind. Guten Tag heißt Min Ga La Pa, danke Kay Zu Tin Pa Dal, und ich frage mich, was sich darin verbirgt bei minutiösen Verschiebungen. Ich dachte an silberjodierte Wetterraketen, die in Trockenmonaten ein bißchen die fernen Schleierwolken impften für kurzen Regen auf versteppte Reisfelder hinab.

Es wachen und behüten 37 Nats, Hausgeister, Dämonen, animistisches Gebrodel, das Speise Trank und Angedenken braucht, Wohltaten, denn die Toten residieren in unserem Gedächtnis für drei, vier Generationen. Falls ihre Geschichte nicht mehr überzeugt, können noch andere Verstorbene zu Nats erhoben werden, früher tote Könige oder Prinzessinnen. Ich wählte meinen Großvater, den ich verehre, und meine Tochter, die länger leben wird, als ich es vorhabe. In einer rückbezüglichen Gegend traute ich mir zu, was bei uns töricht klingt.

Seit ich wieder hier bin und, am Schreibtisch sitzend, in den Hinterhof schaue, wo ein einziger Baum seine Blätter abwirft und sie wieder erhält, braut sich ein Prinzip zusammen, das Einstein in Zürich erfand, mit dem Fuß am Gestell einer Wiege schaukelnd und seine Vormittagszigarre im Schlafzimmer rauchend, während das Zeitschiff nach langer Zeit am Horizont wiederauftaucht, bis zu den Toppen beflaggt.

In Birma scheint ein Viertel der Bevölkerung jeweils in Klöstern zu wohnen, genährt vom großen Rest, der unabgesprochen sich in Abständen dasselbe gönnen wird; Bettel und Versenkung als Vorteil tropischer Klimazone. Schon Xenophon, siehe die Kunst der Hundeführung und des Reitens, beklagte Kälte, auch Marx tat es und notierte die Masse der Mauern, der Bekleidung und der Kohle, die wir sechzig, siebzig Jahre benötigen.

Ich sah nur ein paar Schlote, dann keine mehr. Das Land ist die Bevölkerung, Verelendung am Rand der wenigen Städte, wie in Südamerika oder Indien, gibt es nicht. Die Grenzen des Staats bleiben geschlossen, das Geschwerl, Gesocks wird abgewehrt, es sickert jedoch trotzdem ein.

Noch kann dreimal mehr ausgeführt werden an Waren als ein, die sehr geschickte Schaukelpolitik seit der Unabhängigkeit 1948 vermeidet Schulden. Im »Guardian« und im »Working People's Daily« stehen allerdings Leitartikel gegen Schwarzmarkt, die economia del vincolo, und Aufrufe zur Vorsicht bei Beleuchtung, da Kerosinlampen bedruckte Schätze bei Luftzug leicht in Flammen setzten. In einer Leihbibliothek, einer Hütte wo in einer schwankenden Stellwand vielfarbige Heftchen standen, auch ein paar gebundene Bücher mit zierlicher Brezelschrift, südindisch vervollständigtes Pali, flackerte am Boden ein offenes Feuer, einzige Lichtquelle für Lesefreuden. Ich stellte mir vor, wir müßten mit einer Fackel in der Hand durch eine unserer Staatsbibliotheken streifen, Piranesis Karzer nach Titeln absuchend.

Aus dem Chinesischen, dem Lößhaushalt, eine erdgeschichtliche Kongregation, rühren drei Gesetze: Xiao, Respekt vor den Eltern, kein Dankeschön, das in ein Wörtchen trippeln könnte; Ti, Brüderlichkeit oder auch you know sister; und Zhong, die Loyalität gegenüber Hierarchie, die Frieden und Wohlstand gewähre.

Beispiel dafür, daß in Birma der General U Ne Win (U für Onkel, Vater; Ne Win gleich Helle Sonne; es gibt auch wie altrömische Vornamen, die mit Dienstag, der Zweite usw. beginnen) nicht mehr Staatspräsident sein möchte, doch seinen Vorsitz in der Einheitspartei BSSP (Burma Socialist Programme Party) hat er vorerst noch behalten. Nun zog er sich im letzten Viertel seines Lebens in ein Kloster zurück, um sich auf den Tod vorzubereiten. Vorher lud er zu einer Festtafel noch seine Gegner, die er vor vielen Jahren in die Emigration getrieben hatte.

Man muß überlegen, dasselbe geschähe bei uns: Irgendeine schwarze Birne zerflösse freiwillig; Wehner, der Gott verfluchende Renegat, versteinerte auf einem dänischen Baumstumpf; Adenauer täte gern mit; oder der erschossene Thälmann bekäme täglich Suppen, aufgeschlagene Schulhefte und eine angerauchte Zigarre in ein Geisterhäuschen gelegt.

Hoch oben im einstigen Shan-Reich, hinter dem die Gebirgsgrenze zu China beginnt und wo Temperaturen innerhalb einer Stunde von 30 Grad auf Null fallen, hörte ich nachts das Bellen magerer Hunde zwischen den Hütten von Taunggyi. Dort möchte ich als Allgäuer wohnen. Vom Fuß einer Glückspagode sah ich noch die vielen kleinen, weißen Türme, die Prangs, Chedis und Khmer-Kegel in der Ferne, biblischer Zierat einer Hügellandschaft, die immerwährend Zuspruch, Gebete und Einbildung braucht.

Ein Student der Medizin führte ins Tal. Seit einem Jahr lebte er als zahlender Untermieter bei einer Klosterfamilie und hoffte, einen Platz an der Universität von Mandalay zu bekommen. Er sprach merkwürdigerweise ein wenig französisch, beteuerte, »tu sais, les polytechniques alors!«

Frühmorgens, bevor die kalte Sonne aufging, eilte ich durch Straßenpfade und hörte das Husten der Erwachsenen, die sich aus Decken schälten. Einige Kinder weinten; es waren Bitten an unsere Medizin, deren Mächtigkeit dort Heilserwartungen weckt. Eingeschmuggelter Pharmaschutt wird teuer verkauft, angerissene Schachteln unserer Schwangerschaftshemmer oder entkorkte Vitaminfläschchen. Daneben liegen auf Lappen etwa fünfzig einheimische Wurzeln und Kräuter, die niemand will. Ich kaufte die Hälfte eines Safranhuhns, wollte essen, eine Zigarrenwicklerin nahm es dann.

Zigarren: Kleingehacktes, honiggetränktes Kraut unbekannten Namens, wird in grüne Bananenblätter eingedreht. Tabak wäre zu teuer. Alle rauchen diese würzigen Stumpen, oft kalt. Eine Wicklerin stellt in zehn Stunden 1000 Stück her und verdient zehn Kyat (sprich Tschatt), etwa drei Mark.

Abends kauen viele Betel, ein schwaches, rotschäumendes Alkaloid, das die Zähne schwärzt, den Magen verengt und, mit Druck im Kopf, die Augen in leicht schizoide Stellung verrutschen läßt.

Bei meiner Mutter, einer Asthmatikerin, hängt ein gebatiktes Tuch an der Wand. Darauf sind Mönche abgebildet, die in einem Friedhof sitzen, einst betriebsamer Ort für Tausch, Wahn und Geldwirtschaft. Die Unheiligen halten Instrumente in Händen, kleine Hobel, Stechsägen, Drillbohrer und Hautschaber. Darüber aber, im Himmel, ist der Platz überfüllt. Wenn die Mönche, zu denen man auf schwierigen Reisen gegen Unfall und Pest betete, nicht halfen, wurden sie ins Paradies versetzt, wo sie nicht mehr schadeten, doch gelbe Zipfelmützen tragen durften, eine Perspektive ähnlich den Deckengemälden in Barockkapellen. Schwere Gewandfalten bringen allerdings die Körper dort kaum auf Höhe.

Das begehbare Buch.

Mandalay, eine Stadt mit einer Million Einwohnern und zahllosen chinesischen Doppelrahmenfahrrädern, die so viel kosten wie, umgerechnet, ein kleiner BMW bei uns, ist das Zentrum des Therawada-Buddhismus. Seine 7. Weltsynode wird wahrscheinlich wieder dort stattfinden.

Die Kuthodaw-Pagode betretend, deren Quadrat 250 Meter Seitenlänge mißt, überfällt einen Schrecken: 729 monolithische Blöcke aus weißem Marmor sind nebeneinander in Flügelreihen aufgestellt, darin jeweils mit einer Schrifttafel, Teile des buddhistischen Kanons, der Tripitaka, was nichts anderes heißt als »drei Körbe«, da Buddhas Vermächtnis keine Religion beinhaltet, eher eine strenge Verhaltenslehre für Standfestigkeit, Reinigung und Huld im Diesseits, damals auf Palmblätter geschrieben, von denen, zusammengepreßt, höchstens 243 in einen Bastkorb paßten.

Trotz Orthodoxie scheint beinahe alles erlaubt zu sein. Es kann geraucht, gelacht und geziemend gerotzt werden, denn weshalb sollte man Schmutz in die Tasche stecken? Es gibt Speisen, auch eingesperrte Finken, die zehn Kyat kosten, ein Tageslohn. Wer Vögel kauft und freiläßt, schickt eine Art Seelenkorpuskeln in den Äther. Dergleichen geschieht hierzulande nicht mehr, selbst vor dem Petersdom an Ostern nicht.

Überlegung, wir benützen unsere Museen und Kirchen als Karawansereien, zündeten Feuerchen an, kochten Rharbarberpudding, bevor wir zu psalmodieren begönnen in der Hocke auf den Fersen, Vorraussetzung für geruhsame Körperhaltung, kindliches Gleichgewicht.

Als ich begriff, ich sei frei, völlig vorhanden, wie ich es zu wünschen nur in Romanen und Gedichten versucht hatte, lief ich barfuß in der Trockenhitze des Winters über die 1729 überdachten Stufen zum Gipfel des Mandalay Hills hinauf, was, laut Diezemann's Reiseführer, etwa drei Stunden daure, aber jener Mann, früher Diplomat in Birma, muß entweder unten geblieben sein oder die riesige Treppe mit Meditationsgraden verwechselt haben.

Vorbei an Speisebuden, Photographierwänden, surrenden Rädchen und Gebetsschleckereien, rannte ich immer schneller, beflügelt von den nackten Füßen und daß ich keine Rücksicht zu nehmen brauchte, sondern, ebenso erlaubt, griechisches Marathon veranstalten konnte. Selbstbewußter geworden, bekam ich von Devotionalienhändlerinnen sogar Beifall, die glasierte Schnecken und andere Kleinode verkauften.

Oben der Blick über einen verwüsteten Palastbezirk, zerstört 1945 während Kämpfen zwischen Japanern und Briten. König Midon zog 1860 als letzter in das Shwe, Gold, ein und wollte zur Feier 52 Personen unterschiedlichen Alters und Geschlechts an den Toren verbrennen lassen; Einspruch der englischen Regierung. Als eine Pockenepedemie ausbrach, gaben Hofastrologen den Rat, 600 Kleinsassen auf einem einzigen Scheiterhaufen zu opfern; Verdikt Londons. Thibaw, Sohn Midons, ließ heimlich zwölf in Flammen aufgehen, starb dann in indischer Verbannung.

Auch historisch gewordene Grausamkeit ist kaum verständlich, dagegen wäre an die russischen und deutschen Toten in Stalingrad zu denken, es waren zweihunderttausend auf beiden Seiten. Der nazistische Spuk wäre zerstoben, wenn, wie als zu rühmendes Beispiel in Italien geschehen, bei uns vorher drei, vier Divisionen umgekehrt und auf die Hauptstadt zumarschiert wären.

Die verlausten Soldaten wären mit Jubel in Untergrundbahnschächten und auf Straßen empfangen worden, die nicht gehabte Revolution von 1848 hätte sich vielleicht dann ereignet.

In der Ebene.

Ich fürchte, ohne Massen, ihre Bedrängnis werden wir Nachgiebigkeit und zugleich Wendungen nie lernen. Ich hatte sie nur gefunden in den drei Bänden der »Fundamente der aperspektivischen Welt« von Jean Gebser, tot, und in den fünf Bänden der »Geschichte des Alltags des Deutschen Volkes« von Jürgen Kuszynski, lebt noch.

Oben auf dem erkletterbaren Sockel des Ananda Tempels, der weiß restauriert war, und im Anblick der übereilt untergehenden Sonne, schien es, als sei ich heimgekehrt zu beobachtbarer Geschichte, bisher nur im Traum geschehen.

Im Flachland von Pagan am Irrawaddy-Strom, wo zwischen elf und dreizehnhundert nach Christus, und wer an seinem Otto-Motor-Fahrzeug nicht den Stempel der heutigen Jahreszahl 2526 buddhistisch trägt, muß Strafe bezahlen, wurden damals pro Monat 20 Tempel, Grabmale, Stupas und Monumente errichtet. Es seien zuletzt eine Million gewesen, jetzt würden noch ein- bis zweitausend stehen, heißt es. Zahlen verringerten sich bei Namen wie Thamiwhet, Thekyamuni, Sapada oder Htilominlo, Pitakat Taik, eine Library, oder Gawdawpalin, Manhua und Lulami.

Ein Schrein, Upali Thein, sah mit seinen gemeißelten Steinknöpfen an den drei Pagodendächern jungfräulich aus, als liege dort eine Prinzessin, schon vor ihrer Heirat einbalsamiert, doch es handelte sich um das Grab eines frenetischen Mönchs, sic Upali, und ich frage mich, ob er mit den Upanishaden zu tun hatte?

Von eingewanderten Indern werden kleine, fugenlos zusammengezurrte Astrologiebündel oder Pergamentfetische verkauft. Als ich mich erkundigte, ob ich aufschnüren solle, antwortete einer dieser Engländer: »if you please do it, but enjoy.«

Ebenfalls betörend die Antlitze der Buddhas, herausgeklopft aus einem einzigen Weißgranitblock, auch nachts unter einer einzelnen Wattbirne. Solche Kunstwerke benötigen immer noch ein halbes Jahr Arbeit, verhüllt in Steinstaub, der die Lungen schädigt wie jene von Michelangelo, als er in einem Holzverschlag, um nicht zu stören, vor dem Palazzo Vecchio seine erste Auftragsarbeit schuf, den David.

Möglich, ich bezahlte für einen hockenden Buddha. Nach sechs Monaten wäre er, millimetergenau abgeschmirgelt, auch bemalt, vor allem um die Augen, garantiert fertig, Er kostete 27.000 Kyat, die Fracht über See wäre teurer.

Weit draußen in Pagans Steppen, wo die abendliche Sicht sich verdunkelte, stand ein Koloß, der Dammayangyi-Tempel. Magisch zog seine ziegelrote Schwärze an, drohend unfertig. Seine Pyramidenstufen sahen sumerisch aus oder kretisch.

Im einzigen Guide wird er »as built by Narathl« (indogermanisch lautmalerisch, Rüssel) beschrieben, »who was called the 'Kalagya Min'«, König, getötet durch die Kalas, eine Reiter-Parusie, die Kartätschen besaß, mit denen aus dem Sattel heraus die Köpfe der Gegner zerschmettert werden konnten. In den Schleudern, nachzuentziffern auf Wandbildern, waren Bleikugeln eingenäht, plumbum funda iacit, rührt von plumae her, Flaumfedern.

Der Dammayangyi ragt unerschütterlich, hielt auch dem letzten Erdbeben stand und bedeucht Hast, sich personal erlösen zu wollen, als eine Form von Pleonasmus.

Mein Wunsch, weil ich für längere Zeit in seine Nähe zurückkehren möchte, er sollte untersucht werden. Seine Korridore sind noch verschüttet und vermauert. Berührungsangst brauchten wir nicht zu haben, denn auf Fragen, warum er nicht gelüftet worden sei wie andere Denkmäler, die bescheidene Antwort: Kein Geld, außerdem gebe es zu viele Monumente.

Es könnte folgendermaßen sein. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft fragt an, ob sie helfen dürfe, selbstverständlich unter birmanischer Hoheit. Mit dabei wären eine Mathematikerin, eine Altsprachlerin, ein Astrophysiker und ein neugieriger Techniker für NDR (near-distance-radar), desgleichen Echolot und, falls bezahlbar sowie tragbar, für Röntgenphotographie des imposanten Steinschädels.

Besonders wichtig wären zwei Rentner samt hydraulischen Stempeln aus Gelsenkirchen oder Essen-Bonifazius, denn sie hätten dreißig Arbeitsjahre unter Tag hinter sich. Ihre Erfahrung würde vor gefährlichem Leichtsinn bewahren. Aber was fänden wir im Innern? Vielleicht, außer dem Echo eines Gelächters, eine Truhe voll toter Wiedehopfe.

Als ich dort saß, hatte ich das Gefühl, alles sei vertraut. Es war, als öffnete sich die Tapetentür des ungeheizten Zimmers, in dem mein Bruder und ich geschlafen hatten, und wir hätten im Land der Gold- und Pech-Marie den Apfelbaum gesehen, der rief, schüttel mich, schüttel mich, und der Backofen schrie, leere aus, leere aus, sonst verbrenne ich!

Unten, auf den Trockenzeitfluren, gab es noch Kasernen, Barackenhütten, ein wenig umzäunt. Schwarze Ziegen mit Schlappohren sprangen darüber, eine wie abessinische Rasse, die auch auf Bäume klettert und deren Sprossen kurz und klein beißt. Frauen gingen zu einem Staatsladen, und viele Kinder, die Altersversorgung, spielten artistisch Fußball mit einem Kokosknäuel. Die Soldaten, Wehrpflicht drei Jahre, das Los entscheidet, vermögen nur zu überleben, wenn die Familie nicht fehlt für Kochen, Waschen, Körperseele.

Letztes Bild hinter Glas, die Anaut Khan Pyine Mother aus Blattgold, Azurblau, Kopftuchrot und Schlemmweiß. Sie wiegt ein Kindlein im Schoß, und aus ihrem Mund weht in Hörnchenschrift ein alter Palivers: Die Liebe, die wir begehrten, sei das Flüstern der Gebete.

Reisetips für Birma

So einfach ins Flugzeug setzen und nach Rangun fliegen, das geht leider nicht. Und Rucksacktouristen kommen schon gar nicht in das Land, das noch bis vor wenigen Jahren seine Grenzen hermetisch geschlossen hielt. Auch heute werden nur einwöchige Besucher-Visa erteilt.

Das attraktivste Birma-Programm, mit dem auch KONKRET-Autor Günter Herburger unterwegs war, bietet die Neckermann-Tochter NUR. 3.328 Mark kostet hier die günstigste Möglichkeit, das Land kennenzulernen - soweit das auf einer fünftägigen Rundreise möglich ist. Zu diesem einwöchigen Pauschalangebot gehören auch noch zwei Übernachtungen in Bangkok. Die übrigen Birma-Reisen sind alle Bestandteil von längeren Südostasien-Programmen. So bietet NUR zum Beispiel eine vierwöchige Tour durch Thailand und Birma mit längeren Badeaufenthalten für 5.516 Mark an. Oder eine ebenfalls vierwöchige Reise, die neben Thailand und Birma auch Java, Celebes und Bali beinhaltet, dann aber schon 9.129 Mark kostet.

Von Bangkok aus kann man auch mit airtours zwei Birma-Rundreisen unternehmen. Die fünftägige Fahrt durch das alte Birma kostet 1.597 Mark, eine »Große Birma-Rundreise« von acht Tagen 1085 Mark. Dazu kommt dann natürlich noch die Anreise nach Bangkok.

Zum Klima: Das ganze Jahr über herrschen tropische Temperaturen von über 30 Grad. Zwischen Juli und August kann es zu längeren Regenperioden kommen, und zwischen November und Februar sind die Nächte so kühl, daß man sich neben leichter Baumwollkleidung auch Strickjacken mitnehmen sollte. Impfungen sind zur Zeit nicht vorgeschrieben, allerdings werden Cholera-Impfung und Malaria-Prophylaxe dringend empfohlen. Alle weiteren Auskünfte erteilt die Konsularabteilung der Botschaft der Sozialistischen Republik der Union von Birma, Schumannstraße 112, 5300 Bonn 1, Telefon 0228/21 00 91/2.

Konkret 01/84, S. 38

Erich Kuby

Gewerkschaften: Versager im Großformat

Die deutschen Arbeitnehmer haben sich begeistert in zwei Weltkriege gestürzt – und nichts dazugelernt

Die Frage sei gestellt - der Versuch, eine Antwort zu finden, werde gemacht -, warum in der schwersten Krise, in die das kapitalistische System gestürzt ist, seitdem die Bourgeoisie die Feudalgesellschaft abgelöst hat... warum in einer Situation, in der die Vereinigten Staaten und ihre Satelliten die Selbstvernichtung ersichtlich der Preisgabe ihrer Herrschaft vorzuziehen scheinen, die Arbeiterklasse keinen Finger rührt, Um sich diesem manischen Aufbruch in die Katastrophe entgegenzustellen. Hat sich Marx so fundamental geirrt, dessen Erben im Geiste, die kommunistischen Parteien, noch auf einer Moskauer Tagung 1969 formulierten: »Das Hauptkettenglied der gemeinsamen Aktionen der antiimperialistischen Kräfte bleibt auch in Zukunft der Kampf um den Frieden in der ganzen Welt, gegen die Kriegsgefahr«!? Was hier »Aktionen der antiimperialistischen Kräfte« genannt wird, ist Klassenkampf im übernationalen Maßstab. Findet er wirklich vor allem deshalb nicht mehr statt, weil die antagonistische Klassenstruktur in den kapitalistischen Industriezweigen eingeebnet sei, wie landauf, landab behauptet wird?

Marx spricht (im Kommunistischen Manifest) vom »existierenden Klassenkampf« als von »einer unter unseren Augen vor sich gehenden Bewegung«. Er präzisiert: »Die aus dem Untergang der feudalen Gesellschaft hervorgegangene moderne bürgerliche Gesellschaft hat die Klassengegensätze nicht aufgehoben. Sie hat nur neue Klassen, neue Bedingungen der Unterdrückung, neue Gestaltungen des Kampfes an Stelle der alten gesetzt.«

Ein bürgerliches Vorurteil findet darin Ausdruck, unter »Klassenkampf« einseitig den Kampf der Arbeiterklasse von unten nach oben zu verstehen. Es ist indes klar, daß es im »Wandel der Gestaltung des Kampfes« jeweils die Klasse der Ausbeuter gewesen ist (und ist), die durch ihre Maßnahmen der Unterdrückung und Herrschaftssicherung die Phasen des Klassenkampfes eröffnet hat. Wenn dennoch unter »Klassenkampf« ganz vorwiegend jener des Proletariats verstanden wird, handelt es sich nicht nur um Vernebelung kapitalistischer Offensiven: dazu trägt bei, daß die Strategie und die »Kampfmittel« der zahlenmäßig immer die Minderheit bildenden Bourgeoisie gänzlich andere sind als die der ausgebeuteten Mehrheit. Insofern jene in der Lage ist, ihre Klasseninteressen mit dem Gemeinwohl propagandistisch zu identifizieren. Womit hier gekämpft wird, stellt sich nicht als »Kampf« dar, den der physische Einsatz der Kämpfer charakterisiert, wohingegen der Kampf der Arbeiterklasse ohne faktische Mobilisierung der Massen (vom Streik bis zur Revolution) an den bestehenden Verhältnissen nichts ändert, nur Theorie bzw. jener Anspruch bleibt, wie ihn Marx, Engels und Lenin begründet haben: in der Klassengesellschaft finde Klassenkampf statt, weil er einer objektiven Gesetzmäßigkeit entspreche. Nach wie vor?

Die gesellschaftspolitische Entwicklung von der Mitte des 19. Jahrhunderts an bis zum Beginn des 1. Weltkrieges läßt sich als Bestätigung marxistischer Analyse und Prognosen deuten: »Die Bourgeoisie hat nicht nur die Waffen geschmiedet, die ihr den Tod bringen; sie hat auch die Männer gezeugt, die diese Waffen führen werden, die modernen Arbeiter; die Proletarier.« Ich beabsichtige nicht, einen Klippschulkurs über das dialektische Prinzip der materialistischen Geschichtsauffassung abzuhalten, aber der Leser wird später verstehen, warum es doch nützlich ist, daran zu erinnern, daß Marx mit dem Riesenwuchs der Produktionsstätten die Arbeitermassen »soldatisch organisiert« in den Fabriken zusammengedrängt sieht als ein schlagkräftiges, kampfbereites Heer von »gemeinen Industriesoldaten«, das sich gegen Aufsicht und Gängelung durch eine »vollständige Hierarchie« auflehnt und auf dem Wege zu einer besseren, das heißt sozial gerechteren Welt Gelände gewinnt. In der Tat, der Antagonismus der Klassen entwickelte sich mit zunehmender Schärfe. Zum Klassenbewußtsein erzogen von Führern und Lehrern (die ihrerseits allesamt nicht dem Proletariat entstammten), wuchs mit der Perfektionierung des kapitalistischen Systems die Macht der Arbeiterklasse, vor der schon unter Bismarck die Herrschenden elastisch zurückwichen. Wie im einzelnen und weshalb es zur Aufspaltung in Kommunisten und Sozialdemokraten kam, braucht hier nicht ausgeführt zu werden.

Es ist jedoch daran zu erinnern, daß des Kaisers Wort bei Kriegsausbruch August 1914: »Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche« zutreffender hätte heißen können: Es gibt keine Parteien mehr, es gibt nur noch Deutsche. Wir haben Fall Nr. 1 des Klassenverrates in der Geschichte des deutschen Proletariats vor uns, das das bestorganisierte, bestgeschulte aller Industriestaaten war. Daß dieser »Verrat« auch in anderen Staaten stattgefunden hat, auch das soll und kann uns hier nicht beschäftigen; wir werden in unsere Überlegungen weder die jähe Verwandlung des Sozialisten Mussolini 1914/15 in den Faschisten gleichen Namens einbeziehen, noch die erbärmliche Rolle, die der Sozialist Mitterand in der gegenwärtigen Weltkrise spielt.

Wie dem anderswo gewesen sein mag, im deutschen Reich fegte der keinen Marxisten überraschende Umschlag des latenten Imperialismus in den Eroberungskrieg das proletarische Klassenbewußtsein hinweg, als sei es nie vorhanden gewesen. Die Interessen des Proletariats gingen in einer rauschhaften patriotischen Emotion unter. In dieser Stoßrichtung, nämlich einzig und allein dem Gewinnstreben der Ausbeuter dienlich, war sie von den Führern der Arbeiterbewegung, den

geistigen wie den organisatorischen, nicht vorausgesehen worden. Die ideologische Propaganda des Kapitalismus erwies sich dermaßen wirkungsvoll, daß kein Arbeiter mehr ein »vaterlandsloser Geselle« sein, sondern lieber verrecken wollte für die Geschäfte der »vollständigen Hierarchie«. Von nun an sich an die Erklärung gesellschaftspolitischer Phänomene nur mit Marx statt auch mit Freud zu machen, mußte sie verfehlen.

Drei Kriegsjahre lang schien die Rechnung der Imperialisten aufzugehen. Die Pläne für die konkrete Errichtung einer wirtschaftlichen Reichshegemonie über Europa durch Eroberung und militärische Besetzung wurden immer abenteuerlicher. Erst im vierten Jahr bewölkte sich der deutsche Industriehimmel, und schließlich erwies sich die ganze Spekulation mit dem Krieg als falsch. Die Pleite, die der deutsche Kapitalismus 1918 erlebte, war eine viel größere als die von 1945, die überhaupt keine gewesen ist. Trotz eines gewissen kurzfristigen Aufschwunges zwischen 1923 und 1927 kam das große Geschäft doch erst mit Hitler wieder so richtig ins Blühen.

Nur in einem Punkt leistete sogar noch der verlorene Krieg dem kapitalistischen System einen unschätzbaren Dienst: das Proletariat erholte sich von seinem Selbstverrat von 1914, 1915, 1916, 1917, 1918, 1919 nicht mehr; bis auf eine Miniminderheit, die auf verlorenem Posten kämpfte und im Einverständnis mit der Mehrheit ihre Führer durch Mord verlor, reichte seine klassenkämpferische Kraft nur noch für verspätete Einzelaktionen, die verlustreich endeten, denn die Reichswehr hatte sich schon formiert.

Um die Erhaltung der Reichseinheit und die Kontinuität der Herrschaft der Kriegsverbrecher so verdiente Agenten wie Erzberger und Ebert taten sich leicht, die Revolution abzuwürgen, und nicht von ungefähr genießt der letztere, der seinerzeit nur von den reaktionärsten Idioten als »Sattlergeselle« verhöhnt wurde, bis zum heutigen Tag ein fabelhaftes Ansehen. Mit anderen Worten, noch niemand hat ernsthaft die deutsche Geschichte in diesem Jahrhundert durchgerechnet mit dem Resultat, daß eine gelungene Revolution den Nationalsozialismus und den Zweiten Weltkrieg verhindert hätte. Der Preis dafür wäre ein zum Osten hin orientiertes Deutschland gewesen, ein anderes Europa. Wäre er zu hoch gewesen?

Ein einziges Mal haben sich die im ganzen spektakulär lahmarschigen Gewerkschaften zu einer spontan antifaschistischen Aktion ermannt, indem sie per Generalstreik dem rechtsradikalen Kapp-Putsch (März 1920) ein rasches Ende bereiteten. Offenbar hatte sie dieser Erfolg derart verstört, daß sie ihn ein zweites Mal nicht mehr unternommen haben.

Die Situation dafür bestand in Permanenz zwischen, sagen wir, 1929 und 1933. Es kann nicht der geringste Zweifel bestehen, daß es in diesen Jahren den Kommunisten und Sozialisten im Rahmen des bestehenden Parteienstaates und ohne Revolution - gegenüber einer Reichswehr des Herrn v. Seeckt chancenlos - möglich gewesen wäre, den Nationalsozialisten den Weg zur Macht zu verbauen.

In ein paar hundert zeitgeschichtlichen Darstellungen ist nachzulesen, warum die Arbeiterklasse von ihrer Macht keinen ihren Interessen entsprechenden Gebrauch gemacht hat. Was darin über die Aufspaltung in Kommunisten und Sozialdemokraten ausgeführt wurde, über die Weltwirtschaftskrise, die Massenarbeitslosigkeit, die falsche Komintern-Politik der UdSSR und so fort - gut und schön und richtig, aber: »Wer geschichtliches Handeln von Menschen verstehen und erklären will, muß etwas über ihre seelischen Strukturen, über ihre Triebkräfte, Erwartungen, Bedürfnisse und Ängste, über ihre Innerlichkeit ausmachen, aber in strenger Bindung an die auf Marx sich beziehende Gesellschaftstheorie... Der Theoretiker muß die Einwirkung unbewußt-seelischer Konstellationen ... im Kontext der Gesellschaftstheorie begreifen ... «. (Peter Brückner, Psychologie und Geschichte, Berlin 1982, S. 43)

Läßt sich für den Selbstverrat des Proletariats in Verbindung mit dem Ersten Weltkrieg und der Niederlage noch allenfalls deshalb ein gewisses Verständnis aufbringen, weil die zur Revolution entwickelte klassenkämpferische Aktion zentral gegen eine gerade neu institutionalisierte Reichspräsentanz und ihre militärischen Kräfte hätte gerichtet sein müssen, so hätte es sich bei der Verhinderung der nationalsozialistischen Herrschaft ja gerade um Schutzmaßnahmen für den Staat gehandelt, gerichtet gegen jene, die sich zu seinen Feinden unmißverständlich erklärt hatten. Aus Klassenbewußtsein und Nationalgefühl wäre vor 1933 nicht jener innere Konflikt entstanden, dessen Nutznießer die Männer der ersten Stunde der Weimarer Republik gewesen sind. Rundweg alles, was die seit mindestens zwei Menschenaltern geschulten Mitglieder der KPD, der SPD, der Gewerkschaften über ihre eigenen Interessen erfahren hatten, paßte wie der Schlüssel ins Loch in die innenpolitische und wirtschaftliche Situation der hier in Frage stehenden Jahre. Aber wie 1914 gehorchte die Arbeiterklasse wiederum einem rein emotionalen Engagement, dessen Inhalt diesmal allerdings nicht der schwarz-weiß-rote Patriotismus war, sondern die Angst des Außenseiters. Der unter allen anderen Phrasen Hitlers wirklich zündende Begriff lautete: Volksgemeinschaft. Die verängstigte Arbeiterschaft suchte (und fand!) Unterschlupf im Volksganzen, das es zwar rächt gab, das aber von Hitler dank der Bereitschaft der Massen, Propaganda, Aufmärsche, politische Feste für Realität zu nehmen, als real angesehen wurde. Er konnte es zur eigentlichen Basis seiner Herrschaftssicherung machen, weil »Volksgemeinschaft« der Umgrenzung, der Isolierung bedarf, um ein »Ganzes« zu sein, so daß der Faktor Haß gegen alles Fremde der an sich eher statischen »Volksgemeinschaft« die schließlich Europa verheerende Dynamik geben konnte.

Bliebe das Verhalten des Proletariats zum Nationalsozialismus ohne Verwendung eines psychologischen Instrumentariums unerklärlich, so reicht doch Marx völlig aus, das Bündnis der Eliten des Kapitalismus mit dem Nationalsozialismus durchsichtig zu machen. In ihm löste sich Klassenbewußtsein wie Salz im Wasser auf, und es ist ein bourgeoises Ammenmärchen, daß sich die Steigbügelhalter Hitlers auf seinem Wege zur Macht in ihm getäuscht hätten. Genau den Hitler wollten sie und brauchten sie. Den, der den Krieg wollte und führte. Es hatte über Jahre den Anschein, als ginge die Spekulation der Kapitalisten restlos auf. 1942 hatten die deutschen Wirtschaftsbosse teils bereits de facto (in Frankreich, Polen, Belgien, Holland, Dänemark), teils in konkreter Planung - mit vorausschauender Ämterverteilung! -Europa wirtschaftlich in der Tasche. Dann allerdings mußten sie vorübergehend fürchten, daß ihnen das Bündnis teurer zu stehen käme als die vorausgesehen hatten, denn 1944/45, als es militärisch bergab ging, konnten sie sich dessen noch nicht sicher sein, daß die Reichsteilung, der Verlust eigenstaatlicher Autorität, die Bombenzerstörungen der veralteten Anlagen und deren Demontagen, die Hinnahme ad infinitum besetztes Land zu sein - daß sich all dies auf geradezu wundersame Weise bezahlt machen würde. Bis zum Marshall-Plan dehnte sich eine Phase der Ungewißheit, obwohl zweierlei schon klar war: daß die im Krieg dezimierten Massen, die seine Last getragen hatten, keine Abrechnung verlangen, und daß die westlichen Besatzungsmächte unter Führung der Amerikaner die klugen Ideen Morgenthaus nicht verwirklichen würden. Die Arbeiter errichteten klaglos und wieseleifrig die Produktionsstätten ihrer Ausbeuter neu, sie wurden leistungsfähiger als sie jemals gewesen waren und zur Basis einer Weltgeltung, die nahe an jene herankam und doch weniger anrüchig erschien, die man Hitler zu verdanken gehabt hätte nach einem gewonnenen Krieg. Drei Jahrzehnte lang durfte sich die Bourgeoisie in der Rolle eines amerikanischen Satelliten pudelwohl fühlen, und mit ihr die Arbeitermassen und ihre Gewerkschaften deshalb, weil die Geschäfte so ausgezeichnet gingen. Der Hund neben dem Tisch seines Weißwürste fressenden Herrn konnte von den ihm hingeworfenen Häuten satt werden.

Derart hatten sich zwei verlorene Kriege ausbezahlt. Jetzt aber ist ein Punkt erreicht, an dem die Gefahr auftaucht, daß der proletarische Hund nicht mehr mit den Häuten satt zu kriegen ist oder, wie das in der kapitalistischen Tarnsprache heißt: das soziale Netz Risse bekommen könnte. Die Hüter und Nutznießer des Systems fragen sich, wie lange der soziale Konsensus zwischen den Klassen noch mit Geld und Propaganda allein sowie mit der Angstmacherei vor den Sowjets aufrecht erhalten werden kann. In der Verfolgung ihrer Interessen mindestens so vorausschauend, wie es ihre Vorgänger 1933 gewesen sind, bereiten sie sich auf ein Wiederaufleben kämpferischer Aktivitäten der Arbeiterklasse vor, obwohl deren Vertreter, die Gewerkschaften, nach wie vor der Taktik der Gesundbeterei den Vorzug geben. Derzeit ist der Vollstrecker vorbeugender Maßnahmen des Großkapitals ein gewisser Zimmermann in der Funktion des Innenministers, dem es an Helfern in den verschiedensten Positionen nicht gebricht. Die Maschinerie für Unterdrückung läuft auf vollen Touren und man müßte eigentlich erwarten, daß die gewählten Interessenvertreter der Lohnabhängigen ihrerseits ein bißchen aufwachen. Bahnt sich der dritte Fall von Selbstverrat in diesem Jahrhundert an, weil sie es nicht tun?

Ich glaube, die jetzige Situation ist in Sachen Klassenkampf ganz unvergleichbar mit vorhergegangenen. Der Erste und der Zweite Weltkrieg waren kapitalistische Unternehmungen, von denen von vorneherein feststand, daß ihr Ergebnis die Unterscheidung zwischen Siegern und Besiegten noch zuließ und sie nur dann, wenn sie die Ursache einer Revolution geworden wären, den Interessen der Anstifter geschadet hätten. Das war nicht der Fall, und daß es nicht der Fall war - außer in Rußland -, läßt sich noch in das Schema von den materiellen Interessen bzw. Existenzbedingungen der Klassen einbringen, wenn auch mit eindeutig negativen Vorzeichen.

Jetzt aber hat der Kapitalismus weltweit eine Krisensituation erreicht, der mit den Mitteln eines begrenzten (»konventionellen«) Krieges allenfalls noch regional und vorübergehend begegnet werden kann - und der auch so im Mittleren Osten und in Mittelamerika begegnet wird -, der aber auf diese konventionelle Weise (den Begriff jetzt historisch, nicht technisch gemeint) nicht mehr beizukommen ist. In äußerster Gefährdung wurde auf das Monopol einer Waffe gesetzt, mit der, hätte das Monopol Bestand gehabt, tatsächlich die Weltherrschaft zu erringen gewesen wäre.

Nicht Hahn, nicht Oppenheimer, nicht Teller, nicht Einstein sind die Väter der Atomwaffen, sondern das Krisenbewußtsein der kapitalistischen Führungsmacht, von dem sie mit Beginn des zweiten Weltkrieges, und insbesondere seit der Nötigung zum Bündnis mit der Sowjetunion, erfaßt worden ist. Mit einem beispiellosen Einsatz von Geld haben die USA die Bomben entwickelt, die sie über Japan abgeworfen haben, nicht um Japan zu treffen, sondern um der kommunistischen Großmacht zu zeigen, daß sie jederzeit den Krieg gegen sie fortzusetzen in der Lage wären.

Es kam anders, wie wir wissen. Über Jahrzehnte hat das »Gleichgewicht des Schreckens«, das heißt die Möglichkeit beider Großmächte, das Leben auf der Erde auszulöschen, den großen Krieg zwischen ihnen verhindert. Und nicht nur die Möglichkeit: diese Waffen waren so beschaffen, daß ihr Einsatz unter allen Umständen Weltzerstörung bedeutet hätte. Tatsächlich fand deshalb eine gewisse Beruhigung statt, an eine akute Weltkriegsgefahr glaubte kaum noch jemand, »mit der Bombe leben« wurde zum Motto. Den Bemühungen, durch Verträge dem grenzenlosen Wettrüsten ein Ende zu machen, wurde bei weitem nicht die öffentliche Aufmerksamkeit zuteil, die sie verdient hätten. Die Waffe, die zur Erringung der Weltherrschaft entwickelt worden war, hatte einen Zustand herbeigeführt, der nicht einmal mehr Vorherrschaft anzustreben

erlaubte. Atombomben waren in der Größenordnung, wie sie bis vor wenigen Jahren von den Waffentechnikern geliefert wurde, kein Mittel mehr, das zur Behebung der Weltkrise des Kapitalismus hätte angewendet werden können.

Deshalb wurde den Rüstungsfachleuten der USA die Aufgabe gestellt, Atomwaffen und Antiatomwaffen zu entwickeln, die erlauben, wieder mit dem Gedanken an einen Krieg zu spielen, in dem es doch Sieger und Besiegte gäbe, wenn auch auf Kosten der Ausrot: tung von ganzen Völkern und Kulturlandschaften. Als die entsprechenden Arbeiten an »kleinen« Atomwaffen und brauchbaren Abwehreinrichtungen bis zur Produktionsreihe gediehen waren, lancierten die imperialistischen Cliquen in den USA jenen Reagan ins Weiße Haus, von dem sie wußten, daß er, befangen in der Ideologie, alles Böse auf der Welt käme von den Sowjets, ihnen für eine Politik gut wäre, die den gewinnbaren Atomkrieg als ultima ratio ansteuert. In diese Politik ist als wichtigste der US-Satellitenregierungen die westdeutsche unter dem Kanzler Helmut Schmidt voll eingestiegen - ob sie, ob er wirklich wußten, was sie getan haben, stehe dahin. Heute müßten sie es wissen.

Unter der Prämisse eines, weil als gewinnbar angesehenen bzw. ausgegebenen, demnach auch führbaren Atomkrieges scheint es unmöglich geworden zu sein, noch in gesellschaftspolitischen, klassenstrukurierten Kategorien zu denken und zu reagieren. Obwohl die Vorbereitung auf diesen Krieg und die sie begleitende Feindbild-Propaganda, sowie seine Zielsetzung: die Vernichtung der Sowjetunion, noch viel radikaler als die beiden vorhergehenden Weltkriege kapitalistische Machenschaften sind, entbehrt die Friedensbewegung, die sich ihnen entgegenwirft, völlig des Klassencharakters. In einer Planung, die Hunderte von Millionen Toten unbeeindruckt einkalkuliert, in einer Planung, von der anzunehmen ist, daß die Wirklichkeit noch weit über sie hinausginge und eine Eskalation stattfände, die schließlich doch Weltvernichtung zur Folge hätte - in einer solchen Planung verschwindet der Mensch als gesellschaftlich bedingtes Subjekt. All seiner sozialpolitischen Erkennungsmerkmale entkleidet, so nackt, wie er von einer nichts und niemand mehr unterscheidenden oder gar aussparenden Vernichtung betroffen wird, reagiert er auf diese Bedrohung. Die »Menschenkette« von Ulm bis Stuttgart, oft dreifach und vierfach, war der Ausdruck eines pur menschlichen Protestes. Es macht die Schwäche (in der aktuellen Situation) und die Richtigkeit (im Kontext der sich auf Jahrzehnte erstreckenden Kippsituation) der Friedensbewegung aus, daß sie auf diese Form des Klassenkampfes der Bourgeoisie keine politische Antwort mehr findet, sondern nur eine moralische.

Um die Verhältnisse im eigenen Land zu verändern, um einer Regierung Kohl in die Zügel zu fallen, genügt es aber nicht, die Idee des Friedens der konkreten Vorbereitung eines Atomkrieges, die bei uns jetzt mit der sogenannten »Nachrüstung« begonnen hat, entgegenzustellen. Obwohl am Ende des »kleinen« Atomkrieges die Hingemordeten nicht einmal mehr namentlich zu identifizieren, geschweige denn noch »Klassen« zuzuordnen wären und eine wahrhaft klassenlose Gesellschaft von Toten die Aschenfelder bedeckte, müßte, um wirksam zu sein, diesem verbrecherischen Treiben eine klassenkämpferische Antwort gegeben werden.

Man fasse den allzu kühnen Gedanken: an Stelle des rührenden Beschlusses der in Opposition befindlichen Sozialdemokraten, nein zur Nachrüstung zu sagen, hätten sich die Gewerkschaften zusammengefunden und den Generalstreik ausgerufen, dem sich, daran ist nicht zu zweifeln, in groper Zahl Beamte und Angestellte angeschlossen hätten! Könnte irgend jemand glauben, die Regierung Kohl wäre am Ruder geblieben? Reagan hätte seine neuen Offensivwaffen in einem Land aufgestellt, in dem die Arbeiter mit ihrem Widerstand gegen Verzweiflungshandlungen des Kapitalismus ernst gemacht hätten? Das NATO-Bündnis hätte den Generalstreik unbeschädigt überstanden? Nein, das kann niemand glauben.

Damit dürfte ich die wesentlichen Gründe aufgezählt haben, warum der Gedanke an Generalstreik in der BRD nicht einmal gestreift worden ist im Kreise der Genossen. Sie haben sich begeistert in den Ersten Weltkrieg der Bourgeoisie gestürzt; sie haben sich lammfromm in deren Zweiten führen lassen. Sie haben aus 1914 und 1933 nichts gelernt, Versager in Großformat!

Konkret 01/84, S. 42

Werner Heine, Leonhard Mahlein

»Da muß spontan gestreikt werden«

Der 62jährige Leonhard Mahlein, Präsident der Internationalen Grafischen Föderation, Vorsitzender der 1G Druck und Papier von 1968 bis Oktober 1983 und SPD-Mitglied mit der silbernen Ehrennadel (23 Jahre), fordert energischen gewerkschaftlichen Widerstand gegen die Stationierung der Mittelstreckenraketen. In einem Interview mit KONKRET-Mitarbeiter Werner Heine mahnt er seine Kollegen, den Zusammenhang zwischen Rüstungsausgaben und Sozialabbau nicht zu vergessen: »Das sind für mich zwei Seiten einer Medaille«

KONKRET: Der DGB-Vorsitzende von Rheinland-Pfalz, Julius Lehlbach, hat vor 15 Jahren gesagt, die Gewerkschaften müßten sich entscheiden, entweder eine öffentlich-rechtliche Institution oder eine »autonome Widerstandsorganisation der arbeitenden Menschen« zu werden. Lange Zeit sah es so aus, als sei diese Frage entschieden. Stellt sie sich angesichts Wirtschaftskrise und Raketenstationierung noch einmal neu?

Mahlein: Der Kollege Lehlbach hat damals vorausschauend eine Feststellung getroffen, der ich zustimme. Man könnte meinen, diese Frage sei mit dem neuen Grundsatzprogramm des DGB entschieden, das einen Kompromiß darstellt zwischen den beiden Strömungen, die es immer innerhalb der Gewerkschaften gegeben hat. Im Grundsatzprogramm wie in vielen anderen Papieren des DGB werden Ziele aufgestellt, ohne zu sagen, wie sie erkämpft werden sollen. Da sind Zielsetzungen, zum Beispiel Umweltschutz, die nicht mit Tarifverträgen zu erreichen sind. Da muß der DBG mal sagen, ob er diese Ziele politisch erkämpfen will. Heinz Oskar Vetter hat von der Schutzfunktion und der Gestaltungsfunktion der Gewerkschaften gesprochen. Die Schutzfunktion haben die Gewerkschaften sicherlich erfüllt. Aber das ist zu Lasten der Gestaltungsfunktion gegangen. Die haben sie vernachlässigt, wenn man von der Montanmitbestimmung und der Lohnfortzahlung im Krankheitsfall, die 1956 erstreikt wurde, absieht.

KONKRET: Wo haben die Gewerkschaften ihre Gestaltungsfunktion exemplarisch vernachlässigt?

Mahlein: Zum Beispiel Wirtschaftspolitik und Rüstung. Das kann man nicht mit Kanzlergesprächen lösen. Der Fraktionsvorstand der CDU/CSU war vor kurzem beim geschäftsführenden DGB-Bundesvorstand. Da ist ihm klar geworden, daß die Union in all diesen Fragen den Standpunkt der Unternehmer vertritt. Für gewerkschaftliche Positionen ist da kein Platz. Bei allen Bekenntnissen zum demokratischen Staat - die Gewerkschaften haben zu prüfen, wie eine demokratische Gesellschaft aussehen soll. Gesellschaftspolitik ist gefordert.

KONKRET: Was ist also zu tun? .

Mahlein: Wir müssen die Lage nach der Wende in der Bundesrepublik kritisch analysieren und daraus eine aktive Politik entwickeln.

KONKRET: Hat die Politik der Sozialpartnerschaft ausgedient**?**

Mahlein: Nach meiner Ansicht ja. Es gibt bei einzelnen Gewerkschaften sicherlich Hoffnungen, daß es wirtschaftlich wieder so geht wie Anfang der fünfziger Jahre. Diese Hoffnungen haben sogar die Verabschiedung des Grundsatzprogramms verzögert, weil gesagt wurde, wir können nicht mitten in der Krise unser Programm verabschieden. Entsprechend verhalten sich diese Leute gegenüber den Unternehmern. Sie hoffen, daß die alten partnerschaftlichen Verhaltensweisen - die IG Bau hat zum Beispiel gemeinsam mit den Unternehmern Erholungsheime finanziert - wiederaufleben könnten. Das scheint mir eine totale Verkennung der Lage.

KONKRET: Worauf stützen sich diese Hoffnungen?

Mahlein: Das ist ja bei den Vorläufern der IG Druck und Papier mal selber so gewesen. Der Verband der deutschen Buchdrucker war ein ausgesprochen konservativer Verein. Der sollte 1912 wegen seiner sozialpartnerschaftlichen Politik aus dem Gewerkschaftsbund ausgeschlossen werden. Und die IG Druck und Papier ist in den sogenannten Wirtschaftswunder-Zeiten selber auf der partnerschaftlichen Linie mitgeschwommen. Später, als sich das änderte, hieß es, Detlef Hensche ist der Cheftheoretiker, und Mahlein ist sein willenloses Objekt. Das ist nicht nur Quatsch, das leugnet einfach, daß die Politik einer Gewerkschaft von den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen bestimmt wird. Eine andere Politik wird einem aufgezwungen, die kommt nicht von selber. Man kann nicht einfach beschließen, ab morgen sind wir revolutionär. Die neuen Technologien haben uns nicht nur um ein Viertel der Arbeitsplätze im Druckbereich gebracht, sie haben auch das Verhalten der Unternehmer gewandelt * Als wir 1976 nicht wie andere gesagt haben, die vorgegebene Lohnleitlinie von 5,4 Prozent frißt auch die IG Druck, da ging es uns nicht um Zehntelprozente. Da ging es uns um die Verteidigung der gewerkschaftlichen Tarifautonomie.

Die Sozialpartnerschaft besteht ja nicht nur zu den Unternehmern, sondern auch zur Regierung, auch zur jetzigen. Es mag sein, daß die Regierung ein Vorschaltgesetz zur Lebensarbeitszeitverkürzung verabschiedet. Aber es ist politisch falsch, die Hoffnung zu haben, daß die Gewerkschaften solch ein Gesetz auch gegenüber ihren Mitgliedern vertreten können.

KONKRET: Immerhin findet die Regierung mit ihrem Plan Partner in einigen Gewerkschaften.

Mahlein: In einem Papier, was nach dem DGB-Treffen mit der CDU/CSU an die Presse verteilt wurde, steht, die Gesprächspartner fordern mehr Wachstum. Nur, wie sieht das aus? Das Volkswagenwerk hat letztes Jahr eine Umsatzsteigerung von 18 Prozent gehabt. Aber die war arbeitnehmerfinanziert. Die Leute haben ihre Guthaben aus den vermögenswirksamen Sparverträgen, die abgelaufen waren, abgehoben und Autos gekauft. Gleichzeitig will VW 13.000 Arbeiter entlassen. In der übrigen Autobranche ist das mit Ausnahme von BMW und Daimler genauso. Wachsende Gewinne bringen weitere Rationalisierung. Wachstum ist nicht das allein Seligmachende.

Der Kampf um die 35-Stunden-Woche muß als eine grundsätzliche politische Auseinandersetzung gesehen werden. Man muß sehen, daß Unternehmerinteresse gegen Gewerkschaftsinteresse steht. Die Unternehmer wollen keine Arbeitszeitverkürzung, das heißt, sie wollen das Heer der Arbeitslosen erhalten. Dem steht das Interesse der Gewerkschaft entgegen, Arbeitsplätze zu sichern und zu schaffen. Das macht die Gegensätze zwischen Arbeit und Kapital offensichtlich. Es wäre verrückt, wollte man das überwischen.

Daraus ergibt sich: Selbst wenn die Gewerkschaften - vier oder fünf - zusammenarbeiten, brauchen sie und die arbeitenden Menschen in diesem Land Verbündete. Sie müssen also bei den politischen Parteien Verbündete suchen, auch bei Parteien, die man nicht so recht anerkennen will, wie zum Beispiel die Grünen.

Der zweite Punkt ist: Wenn man den Sozialabbau verhindern oder auch nur abmildern will, dann kann man den Rüstungshaushalt nicht tabuisieren. Die Gewerkschaften haben allen Anlaß, in der Rüstungsfrage aktiv zu werden. Das geht nicht nur mit Presseerklärungen oder Resolutionen. Mir ist bis heute nicht klar, und ich habe das auch im DGB-Bundesvorstand gefragt, warum die Gewerkschaften damals in der Frage der atomaren Wiederaufrüstung und der Notstandsgesetzgebung politisch an der Spitze arbeiten konnten, und warum das heute nicht mehr möglich sein soll, wo doch die Gefahren viel größer geworden sind. Das ist eine Frage, auf die ich keine Antwort bekomme.

KONKRET: Wir denken, daß die Gefahr so groß ist wie in den dreißiger Jahren, daß Wiederholungsgefahr besteht.

Mahlein: Ja, das sehe ich auch so. Viele glauben immer noch, sagen zu müssen, Bonn sei nicht Weimar. Ich gehöre nicht dazu. Helmut Schmidt hat vor einigen Wochen auf einer Sitzung des SPD-Gewerkschaftsrats zugegeben, daß er im Frühjahr 1984 mit 3,5 Millionen Arbeitslosen rechnet. Wir haben in Europa jetzt 35 Millionen Arbeitslose, eines Tages werden es 50 Millionen sein. Wenn ich das bedenke, muß ich befürchten, daß die politischen Parteien und die Gewerkschaften die alten Fehler wiederholen.

KONKRET: Untätigkeit angesichts eines immer rabiateren Kapitalismus?

Mahlein: Ja. Ich habe gerade eine Studie über das Verhalten der SPD und der Gewerkschaftsbewegung in den Jahren 1912 bis 1933 gelesen. Daraus wird ersichtlich, daß das Bekenntnis zum Staat, das Bestreben, die Regierungsmacht zu teilen, immer wichtiger genommen wurde als der Kampf für die Lebensinteressen der arbeitenden Menschen. Daß man vor und nach dem ersten Weltkrieg oder gegenüber Hitler so naiv sein konnte, ist einfach empörend. Da waren intelligente Leute dabei, die politisch so furchtbar falsch gelegen haben.

KONKRET.- Theodor Leipart hat als SPD-Abgeordneter 1914 die Kriegskredite bewilligt und 1933 als Gewerkschaftsvorsitzender den Frieden mit Hitler gesucht.

Mahlein: Ja, furchtbar.

KONKRET: Wenn heute Gewerkschafter gegen die Rüstung kämpfen, dann hören sie immer wieder das Argument. ihr gefährdet die Einheitsgewerkschaft.

Mahlein: Ich weiß nicht, ob über das Prinzip der Einheitsgewerkschaft schon ernsthaft genug nachgedacht worden ist. Das gehört auch zu der notwendigen Bestandsaufnahme. Einheitsgewerkschaft kann wohl nicht heißen, daß man ein Programm schafft, und jede Einzelgewerkschaft muß fast hündisch dahinter herlaufen. Jede Gewerkschaft hat Traditionen, oder sie hat keine. Unsere Gewerkschaft war seit 1866 eine Organisation von Facharbeitern. In der IG Chemie zum Beispiel gibt es keine Tradition von vor 1945. Da gibt es Unterschiede in der Mitgliederzusammensetzung. Wenn ich auf einer unserer Betriebsversammlungen rede, dann kann ich deutlicher reden als vor Bauarbeitern. Das hat auch was mit der beruflichen Bildung zu tun. Es gibt unterschiedliche Organisationsstrukturen, föderalistische, zentralistische. Das alles kann man ja nicht mit Programmen verwischen. Da sind Mitglieder, die auch einen Kopf haben und ein Herz. Hinzu kommen die wirtschaftlich unterschiedlichen Verhältnisse in den jeweiligen Industriezweigen. Und das Unternehmerverhalten ist auch nicht einheitlich, wenn es auch immer mehr uniformiert wird. Deshalb finde ich, daß es Übereinstimmung nur im Grundsätzlichen geben muß. Wenn also Organisationen politisch unterschiedlich denken, dann hat das was mit den Mitgliedern zu tun. Da kann man deshalb nicht hingehen und Unterschriften-Verbote verhängen. Der Krefelder Appell hat fünf Millionen Unterschriften. Das sind doch nicht nur Unternehmer oder Bürgerliche. Wenn diese Verbotspolitik weiter betrieben wird, dann fürchte ich, daß die Gewerkschaften wie in der Weimarer Republik Mitgliederverluste hinnehmen müssen, und daß sie nicht mehr die Zustimmung bei den jungen Menschen finden.

KONKRET: Die fünf Mahnminuten für den Frieden haben das Ansehen des DGB bei diesen Menschen nicht sehr gefördert.

Mahlein: Unsere Gewerkschaft wollte mehr als das. Aber für die fünf Minuten haben wir einen Mehrheitsbeschluß bekommen, und das war den Kompromiß wert. Die CDU-Mitglieder im DGB-Bundesvorstand fühlen sich zur Zeit überhaupt nicht wohl in ihrer Haut. Aber das ist für mich unverständlich: Der Vorstand hat realistisch erkannt, daß Großkundgebungen diese Regierung nicht beeinflussen. Daraufhin trifft man selbst bei progressiven Gewerkschaftern auf die Ansicht, jetzt sei genug für den Frieden getan, jetzt gelte alle Aufmerksamkeit dem Sozialabbau. Und da sage ich, das sind für mich zwei Seiten einer Medaille. Was nützt es mir, wenn ich die 35-Stunden-Woche vereinbart habe, und dann bekomme ich einen kalten Arsch dazu.

Ich bin bestimmt kein Freund der Generalstreikdebatte gewesen. Aber ich glaube, der DGB müßte sich wieder zum berechtigten politischen Widerstand bekennen.

KONKRET: In welchen Situationen? Gehört die Stationierung dazu?

Mahlein: Ja. Ich glaube nicht, daß es in dieser Frage genügt zu prüfen, ob nach Artikel 20 des Grundgesetzes der Widerstandsfall gegeben ist, sondern ich glaube, daß die Gefahr, die uns droht, weit über das hinausgeht, was in Artikel 20 beschrieben ist. Aber das ist wieder wie in der Weimarer Republik: Die Gewerkschaften prüfen, ob man darf oder nicht. Andererseits bin ich mir klar darüber, daß man politischen Widerstand von oben nicht beschließen kann, genauso wenig wie einen Generalstreik. Aber die Gewerkschaften müssen das Bewußtsein schärfen. Da muß auch auf Betriebsversammlungen darüber geredet werden. Da muß es auch zu spontanen Arbeitsniederlegungen kommen.

KONKRET: Diese Meinung ist im DGB wohl noch arg in der Minderheit?

Mahlein: Ja. Aber an der Basis sieht das anders aus.

KONKRET: Riskiert der streikende Arbeiter nicht sehr viel mehr als der Demonstrant, der sich in Mutlangen wegtragen läßt?

Mahlein: Die IG Druck ist in solchen Fällen rechtlich gut abgesichert. Im Manteltarifvertrag für die Druckindustrie steht, daß gestreikt werden kann, wenn der DGB zu solidarischen Kampfmaßnahmen aufruft. Aber die Angst um den Arbeitsplatz ist durch die Arbeitslosigkeit erheblich gestiegen. Es ist erstaunlich, wie leicht Arbeitnehmer heute auf tarifvertragliche Leistungen verzichten, die in vielen Jahrzehnten errungen werden mußten. Ich warne sie immer wieder vor der Hoffnung, daß, wenn andere Zeiten kommen, alles wieder zurückkehrt, wie es im Tarifvertrag steht. Aber es gibt auch Menschen, die zum Widerstand bereit sind. Die Gewerkschaften sollten diese Menschen in ihrem Widerstandswillen stärken.

KONKRET: Mit dem Ziel des Generalstreiks?

Mahlein: Daß Oskar Lafontaine den Generalstreik in die Diskussion einbrachte, fand ich gut, denn sonst wäre darüber gar nicht geredet worden. Aber wer diesen Begriff benutzt, der sollte wissen, was er mit einem Generalstreik will. Für mich geht es dabei um die Abwendung einer Gefahr wie beim Kapp-Putsch, oder es geht darum, eine Regierung und eine gesellschaftliche Ordnung zu beseitigen, weil man erkannt hat, daß man eine andere gesellschaftliche Ordnung braucht. Daß also der Sozialismus das Ziel sein könnte.

KONKRET: Den will die Mehrheit der Bevölkerung offensichtlich nicht. Wollen den die Gewerkschaften?

Mahlein: Die Frage ist, ob sie dennoch wollen. Früher wollten sie ihn. Das Ziel in der gegenwärtigen Situation ist aber die Verhinderung der Raketen, die Abrüstung und der Abbau der Konfrontation zwischen den Großmächten. Dazu ist ein Generalstreik im politischen Sinn nicht das geeignete Mittel. Politischer Widerstand ist das Mittel.

KONKRET: Nur zur Abwehr der Raketen oder auch für den Austritt aus der NATO?

Mahlein: Unter solchen Gefahren würde ich dafür eintreten, daß es in Europa eine atomwaffenfreie Zone gibt und daß sich daraus zwangsläufig auch die Entbindung von der NATO ergibt. Aber da befinde ich mich wahrscheinlich unter denjenigen, die eine Führungsposition hatten oder haben, wohl in der Minderheit.

Konkret 01/84, S. 50

Peggy Parnass

Wir laufen frei rum, und Schult sitzt

Längst verurteilte Nazi-Mörder erhalten schon bei leichtem Unwohlsein Haftverschonung. Dem Päderasten Peter Schult, der tödlich an Krebs erkrankt ist, wird sie verwehrt

Peter Schult wurde 1928 in Berlin geboren. Volksschule, Oberschule, Hitlerjugend, Luftwaffenhelfer, 1945 kurz im Einsatz, aus der Kriegsgefangenschaft geflüchtet. Unter Edelweißpiraten und Schwarzhändlern gelebt. Ab 1950 Jugendarbeit, Mitglied der deutschen Jungdemokraten, Vizepräsident der Liberalen Jugend Europas. 1955 wegen einer homosexuellen Affäre Rücktritt von allen Ämtern. 1955 bis 1961 Fremdenlegion. Ab 1961 lebt er in München. Gefängnisstrafen. Organisierung von Widerstand im Knast. Mitarbeiter im Kollektiv Rote Hilfe München. Anarchist und Wortführer der undogmatischen Linken. Mitherausgeber vom Münchner »Blatt«. Lebt als »freier« Schriftsteller und Journalist, derzeit in der Krankenabteilung der Westberliner Jugendstrafanstalt Plötzensee.

Peter Schult kennen viele. Weil er ein Kopf ist. Weil er ein guter Journalist ist. Weil er politisch aktiv ist. Daß die vielen, die ihn kennen, auch wissen, daß er ein homosexueller Päderast ist, liegt daran, daß er kein Geheimnis daraus macht. Im Gegenteil, er bekennt sich offen zu seiner Liebe. Auch in seinen Büchern »Besuche in Sackgassen« und »Gefallene Engel«.

Der Staat nennt Peter Schults Art zu lieben »Unzucht« und verfolgt sie. Dafür hat man die Paragraphen 175 und 176 des Strafgesetzbuches, die die Liebe von volljährigen Männern zu minderjährigen unter 18 Jahren unter Strafe stellen. Peter Schult liebte gefährlich. Liebte, denn zur Zeit sieht man mal wieder mit Gewalt zu, daß er keine Gelegenheit dazu hat. Peter Schult hat seiner Liebe wegen viele Jahre in deutschen Gefängnissen gesessen. Diesmal sitzt er endgültig, wenn nicht schnell was passiert. Lebenslänglich heißt in seinem Fall: zwei Jahre und zehn Monate.

Zweidrittel hat er rum. Er bat um Entlassung. Der Vorsitzende Richter am Landgericht, Zippel, fragte: »Warum wollen Sie raus'?« Peter Schult: »Weil ich nur noch ein Jahr zu leben hab. « Zippel: »Wer hat denn das gesagt? Hier steht doch: noch 8 Monate.«

Peter Schult hat Lungenkrebs, von der Justiz dezent »eine schwere Lungenkrankheit« genannt. Endgültig nicht operabel. Das weiß der Richter Zippel. Doch Zippel weiß auch, daß sein Gefangener nicht zu Kreuze kriecht, nicht heuchelt und nicht lügt, damit er - wie andere - »wegen guter Führung« nach zweidrittel Haftzeit rauskommt. Peter Schult hat die Frechheit, nach wie vor der Ansicht zu sein, daß der Paragraph 175 weg muß. Er steht nicht allein damit. Strafrechtsprofessor Ulrich Klug, ehemaliger Justizsenator in Hamburg, sagte während eines Hearings zum 175, dieser Paragraph sei verfassungswidrig. Wegen der Ungleichbehandlung. Denn was bei Frauen nur auf Antrag verfolgt wird, darum kümmert sich bei Schwulen der Staatsanwalt automatisch. Und der Dipl. Psych. Michael Bauermann, der über zehn Jahre eine Studie fürs Bundeskriminalamt erstellte, behauptet, daß niemand jemals zu Schaden gekommen ist, wenn die Liebe freiwillig war und auf gegenseitigem Einverständnis beruhte. Auch die FDP, die Grünen und Teile der SPD wünschen den schädlichen, menschenverachtenden Paragraphen zum Teufel. Alle meine Freunde und ich auch. Nur - wir laufen frei rum, und Peter Schult ist im Knast.

Wieso sitzt einer, der so schwer krank ist? Wohl, weil er für die Justiz zum Prestige-Fall geworden ist. Jetzt heißt es: »Sie hätten sich nicht an die Öffentlichkeit wenden sollen.« Aber, bevor er das tat, wurden seine Anträge, aus gesundheitlichen Gründen entlassen zu werden, dreimal abgelehnt. Ach, wäre Peter Schult doch Nazi- und Massenmörder! Dann hätten leichte Kreislaufbeschwerden und etwas Unwohlsein genügt, um nicht sitzen zu müssen.

Wie dem auch sei, Peter Schult sitzt. Diesmal seit Juni 81. Zuerst in Stadelheim, dann in Bayreuth, dann wieder in Stadelheim; ab Juni 1982 in der JVA Kaisheim, Ende Mai 1983 wieder in Stadelheim und nun schließlich in Berlin. In Krankenabteilungen hielt sich Schult während dieser Odyssee überwiegend auf, denn schon 14 Tage nach seiner Verhaftung machte sich der Lungentumor bemerkbar - und wurde als mögliche TBC diagnostiziert; die anschließende Untersuchung übernahm ein Herr Dr. Pfab im bayerischen Vollzugskrankenhaus für Lungenkranke.

Schult: »Nachdem ich das Gegenstück in Berlin kennengelernt habe, erscheint mir die Bayreuther Krankenabteilung wie das Schreckenskabinett des Doktor Eisenbart. In Berlin betreuen drei festangestellte Ärzte etwa die gleiche Anzahl Patienten, die in Bayreuth von Dr. Pfab nebenbei verarztet werden. Denn sein Hauptaugenmerk gilt seiner Praxis außerhalb der Anstalt, wo er seine Privatkunden betreut. Das alte Röntgenbildschirmgerät könnte noch vom Erfinder stammen. Ein Gerät für Schichtaufnahmen, wie es in Berlin verwendet wird und wie es z.B. für die Erforschung eines Tumors notwendig ist, habe ich nie gesehen. Eine Bronchoskopie wurde nie gemacht. Dr. Pfab tauchte einmal pro Woche zur Visite auf, wobei er für jeden Gefangenen nur sehr wenig Zeit hatte.«

Die Röntgenbilder, die trotz allem nach und nach entstehen, werden nun allerdings nicht korrekt gedeutet: Man kann keine TBC feststellen - und freut sich darüber. Denn eine ansteckende Krankheit hätte den Vollzug gestört. Krebs aber vernichtet

nur den Gefangenen, gefährdet nicht den Gefängnisvollzug.

Neben Dr. Pfab gab's da den Dr. Netz, in der JVA Kaisheim, da gab's Frau Dr. Horvath und andere, die mauerten und die Notsignale übersahen, die Peter Schults Körper aussandte, anstatt auf die immer wiederholten dringenden Untersuchungsanträge und Bitten um Herausgabe von Unterlagen des Schult-Anwaltes Dr. Arnold einzugehen. Auch zu einem Zeitpunkt (Februar 1983) als man den Tumor mit Sicherheit hätte erkennen können.

Schult: »Auch Dr. Netz rückte keine Unterlagen heraus, obwohl 45 auch er von den Berliner Ärzten mehrmals angeschrieben und um Übersendung gebeten wurde.«

Nicht, daß Dr. Netz faul war. Er machte sich mehrmals die Mühe, auf Peter Schults Schwindelanfälle, Erbrechen und beängstigend steigenden Blutdruck hin schriftlich zu bestätigen, daß er kein »akutes Krankheitbild« sehe. (In Berlin hat eine junge Assistentin bei der ersten Untersuchung sofort Verdacht geschöpft.)

Peter Schult: »Als mein Anwalt eingriff und darauf bestand, daß ich außerhalb des Gefängnisses untersucht und behandelt werden sollte, sorgte Dr. Netz dafür, daß jeder Antrag und auch die darauf folgenden Beschwerden und Einsprüche abgelehnt wurden, indem er durch Gutachten bestätigte, daß mir nichts fehle. Unterstützt wurde er dabei vom stellvertretenden Anstaltsleiter Dr. Holleck, der diese 'Gutachten' ungeprüft für seine Stellungnahmen übernahm. Richter Weigand von der Donauwörther Strafvollstreckungskammer segnete die Ablehnung gerichtlich ab.«

Am 1.1. 8 3 schrieb Peter Schult diesem Richter: »Es geht um einen Menschen, um mich und meine Gesundheit, ja mein Leben, und ich lasse mich auch nicht von Paragraphen umbringen. Ich bin rächt gewillt, meine Gesundheit im Dschungel des juristischen Gestrüpps zu opfern ... « Und zum Schluß: »Ich möchte das hier und jetzt eindeutig feststellen, damit sich später keiner damit entschuldigen kann, daß er nichts gewußt hat. «

Es gab Briefe hin und her und wieder zurück. Bitten, Flehen, Vorschläge, Hinweise, immer dringlicher. Und gleichbleibend erfolglos. Eine Horror-Reise wie durch Kafkas Prozeß-Gänge und Staubakten. Der Kreis der Komplizen vergrößert sich. Schließlich haben Ärzte, Richter und Staatsanwälte auch Freunde, die Ärzte, Richter und Staatsanwälte sind. Wie kommt man gegen so eine Riege an? Schult und sein Anwalt jedenfalls schaffen es nicht: Der Bitte, den Kranken von einem Arzt außerhalb des Gefängnisses untersuchen zu lassen, wurde nicht stattgegeben. Schult: »Die Stationen auf dem Weg zu meinem Todesurteil wechseln.« Der Generalstaatsanwalt Goldmund verfügte stattdessen am 20. Mai 1983 die Verlegung Schults in das Stadelheimer Zentralkrankenhaus, wo erneut untersucht wurde. Die Ergebnisse dieser Untersuchung finden sich in dem Brief des Generalstaatsanwalts vom 22.8.83, der ihm nach Berlin nachgesandt-wurde:

»Nach der gutachterlichen Stellungnahme des Zentralkrankenhauses der Justizvollzugsanstalt München vom 15. Juli 1983 ergaben dies Untersuchungen, daß die Entwicklung bei dem Verurteilten zu mäßigen Augenhintergrundveränderungen sowie beginnenden Veränderungen am Herzen geführt hat, die sich jedoch bei weiterer Behandlung nicht verstärken werden... Nach der genannten ärztlichen Stellungnahme bestehen keine Anhaltspunkte für eine hart bedingte nahe Lebensgefahr oder die Gefahr irreversibler Schäden. Der Verurteilte ist somit vollzugstauglich.«

Als Peter Schult diese Nachricht erreichte, lag er auf der Intensivstation des Lungenkrankenhauses Heckeshorn in Berlin, nachdem ganz plötzlich seine vor über einem Jahr beantragte Verlegung dorthin genehmigt worden war, und wußte bereits, daß er bald sterben muß.

Ich möchte den Peter schnell besuchen. Bevor es zu spät ist. Ein schrecklicher Gedanke. Ich versuche, ihn wegzuwischen. Geht nicht. Bis ich tatsächlich am 28. Oktober 83 bei ihm im Knast bin. Ständig gestört von Beamten, die nicht akzeptieren können, daß wir nicht bloß schnell ein paar Fotos machen wollen und wieder gehen. Peter sieht strahlend aus. Er ist strahlend. Kraft und Zuversicht springen über. So sieht es auf den Fotos auch aus, als würde Peter Schult der inhaftierten Peggy Parnass Trost und Mut zusprechen. Nicht, daß das, was er erzählt, fröhlich wäre. Nur, wie er es erzählt:

»Vor einem Jahr wäre eine Operation noch möglich gewesen. Für später hatte ich immer schon den Selbstmord eingeplant. Ich schrieb Ende 1980 'Eiszeit'. Ein alternder Päderast mit Exitus im Auge. Man merkt, man wird alt, man verliert an Attraktivität bei den Jugendlichen. Leben heißt für mich arbeiten, lieben. Darum werd ich ja auch nicht entlassen. Der Vorsitzende Richter Zippel meint, daß draußen für mich noch die Gefahr der Lebensfreude besteht. Weil meine Schmerzen noch nicht unerträglich sind.«

Es sind gerade die Tage der gesteigerten Türkenhatz und der Aufregung um das Fußballänderspiel BDR - Türkei. Peter: »Dazu sagen die hier im Knast: 'Die Öfen werden schon angeheizt'. Da meint man, die hätten was gelernt. Ein Ausländerhaß ist das auch hier drin. Ich liege mit Toko aus Zaire zusammen. Der hat Frau und vier Kinder in Berlin. Er sitzt wegen Marihuana, und er versteht die Welt nicht mehr. Er sagt: 'Bei uns ist Marihuana wie bei euch das Bier.' Ein anderer Gefangener, ein Alkoholiker, der nie gearbeitet hat, fragte mich: ' Was, zu dem Nigger, da gehst Du hin?' Und Rössle, Justizbeamter in der JVA Bayreuth sagte: 'Deutsche zum Baden. Ausländer zum Vergasen' zu den Gefangenen. Der

wurde zwar angezeigt, aber nur Geldstrafe in erster und Freispruch in 'zweiter Instanz.«

Peter raucht »Jetzt ist's eh wurscht.« Er lächelt sogar noch, als er sagt: »Da wirst du endlich aufgeschnitten. Intensivstation. Denkst, alles vorbei. Dann: alles für nichts. Schon deprimierend. Da muß man 'ne unglaubliche psychische Konstitution haben. Schwer, denn du ermattest psychisch. Wirst total apathisch. Das verödet den Wortschatz.«

Jetzt zwingt man uns auseinander. Vielleicht hab' ich ihn zum letzten Mal gesehen, denke ich, als wir uns zum Abschuß umarmen.

27. November 1983. Ich fahr nochmal nach Berlin zu Peter. Diesmal haben wir zwei Stunden Zeit. Er wirkt sehr erschöpft, die Augen matt, das Sprechen « strengt ihn an. Eine neue Behandlung.

»Sonst konnt ich immer morgens um sieben aus dem Bett springen, und war gleich voll da. Obwohl ich abends und nachts viel gelesen und geschrieben hab'. ich hab' keine Lust, monatelang unter Morphium dahinzusiechen. Noch hab ich keine Schmerzen. Aber sie werden kommen.«

»Unvermeidlich?«

»Ja.«

Ich packe wieder Bücher und Zeitschriften aus. In »Du und ich« und der »taz« entdeckte Peter lange Artikel über sich. Er freut sich. »Die Solidarität hilft mir. Wieviele sind im Knast vergessen worden. Für mich setzen sich überall Freunde ein. Auch Knackis. Sicher Hunderte. Ich bin wirklich fasziniert. Wirst drinnen ja viel genauer gelesen als draußen.«

Das sind die Früchte seiner zwei Jahre legaler Knastarbeit und seiner Arbeit für Mitgefangene, wann immer er selber saß. Als Mitherausgeber des Münchener »Blatt« hat Peter auch mehrere Verfahren wegen Unterstützung krimineller Vereinigungen gegen sich gehabt. Er schrieb über Knastbedingungen anderer, basierend auf persönlichen Bekanntschaften und Freundschaften. Rolf Pohle, früher sein Anwalt, der zehn Jahre Knast überstanden hat, schreibt ihm immer noch eifrig.

Ich wollte, ich hätte ein Tonband mit. Dann wären all die klugen, witzigen Dinge, die er sagte, festgehalten - und seine Stimme.

»Mein Anwalt, Jürgen Arnold, Birgitta Wolf, Margarete von Trotta und Volker Schlöndorff stellten Strafanzeige wegen fahrlässiger Körperverletzung und unterlassener Hilfeleistung. Alle hoffen, daß die Strafanzeige nicht eine wegen fahrlässiger Tötung werden wird.«

Wir suchen nach Worten. Der Zeitdruck bremst. Zwei Stunden reichen nicht hin oder her.

»Du schluckst jahrelang, willst damit raus. Es wäre so schön, jede Menge Zeit zu haben, zu kuscheln, zu reden. Eine schöne Flasche Wein dazu. Morgens zusammen frühstücken... Mir fällt Schreiben ja so schwer wie dir. Ich hasse es und brauche es. Hab mal den Anarchisten Augustin Souchy zwei Stunden interviewt und fünf Tage abgeschrieben. Schon komisch zu hören: 'Da hab ich 1921 Lenin gesagt...' Ich will bis zuletzt weiterschreiben. Ich muß mich wieder aufraffen. Sitze an einem Buch. Muß noch achtmal bestrahlt werden. Betatron ist nicht so schädlich und widerlich wie Kobalt.« Wir teilen uns mein Vivii.

Peter: »Wenn man überlegt... Das StGB wird kommentiert von Eduard oder Eberhard Dreher, dem Übervater aller Juristen. Im Dritten Reich Staatsanwalt beim Sondergericht. Damals hat er die Todesstrafe beantragt für eine Frau, die unter Ausnutzung der Dunkelheit eine Flasche Milch klaute. Der setzt sich für die Verschärfung des Paragraphen 175 ein. Aber die Blutrichter der Volksgerichtshöfe klagte man gar nicht erst an. Wirtschaftskriminelle, die das Volk um Milliarden betrogen, wurden nie in Haft genommen. Ein Vater, der seinen elfjährigen Stiefsohn nackt auszog und dann mit einer Reitpeitsche krankenhausreif schlug, kriegte Bewährung. Er hatte ein Erziehungsziel verfolgt, denn der Junge hatte die Schule geschwänzt. Es ist in dieser Gesellschaft immer noch krimineller, jemanden zu lieben, als jemanden zu mißhandeln. Im Zeichen dieser Moral sitzt der Sprecher des bayerischen Justizministeriums unter dem Bild des schwulen Bayernkönigs Ludwig II.«

Wir lachen. Gucken in die Luft. Denken nach. Wir müssen schneller sprechen, gleich ist die Zeit um. »Ich möchte am liebsten jetzt ein Buch über den Knast schreiben. Über die medizinische Versorgung. Leute sind nachts abgekratzt, weil kein Arzt da war oder die Beamten zu faul.«

»Warst Du dabei?«

»Ja freilich, das hab ich mehrfach erlebt. Hier sind die Ärzte gut. Einen Roman möchte ich auch anfangen. «

»Zu wem möchtest du raus? «

»Es gibt viele Leute. Die Münchner. Und die Berliner. Mit denen ich seit 1974 bis heute gearbeitet hab, gegessen hab, gesoffen, gequatscht, Musik gehört hab. «

»Wo willst du leben?«

»Siehste, das weiß ich nicht. Mich zieht's nach München. Aber die bayerische Justiz, die bayerische Polizei, den bayerischen Strafvollzug ertrag ich nicht mehr. Wenn ich 30 Jahre jünger wäre ... Ich wollte immer Franzose sein. Bin viel allein gereist. Das hat mich unheimlich geprägt. In Frankreich savoir vivre - essen, diskutieren, Geistiges. Sartre, Camus. Daß auch ein Maurer sich zwei Stunden hinsetzt und Mittag macht. Italien. Die Gastfreundschaft. Bin dort 1950 sieben Wochen gewandert. Bekam überall Wein statt Wasser, konnte überall übernachten. Dänemark und Holland. Die Toleranz. Endlich akzeptiert werden. In Deutschland kam ich mir ja vor, wie Dr. Jekyll und Mr. Hyde. Merkst dann plötzlich in einem anderen Land: Bist ja gar kein Verbrecher! ... Warum muß ich ausgerechnet Deutscher sein?«

Es ist soweit. Freundlicher Beamter holt uns raus. »Ich wollt doch noch soviel sagen!« Taumeliger Abschied. Hab ich ihn diesmal zum letzten Mal gesehen? Peter Schult schreibt mir: »Mein Fall ist im Grunde kein Fall, kein Skandal, keine Ausnahme, sondern lediglich die Spitze eines Eisbergs, die sichtbar wurde. Ich kenne viele andere, ähnliche Fälle (...) Meine Krankheit, ja mein möglicher baldiger Tod wären sinnlos, wenn nicht wenigstens etwas geschehen würde. Nicht allein, daß einige Verantwortliche, oder besser gesagt, Verantwortungslose, zur Rechenschaft gezogen und damit andere vor Schaden bewahrt würden. Vor allem, daß sich jetzt erneut Politiker und Parteien noch einmal mit dem Strafvollzug befassen und zum Beispiel endlich das Recht des Gefangenen auf Wahl eines Arztes seines Vertrauens im Gesetz verankert wird, so wie die Wahl eines Anwalts seines Vertrauens. Mit hätte das zumindest zehn oder 20 Jahre Leben eingebracht.«

P.S.: Peter Schults Anwalt bittet im Namen seines Mandanten um schriftliche Unterstützung eines Gnadengesuchs an den Westberliner Justizsenator und an den Bayerischen Staatsminister der Justiz, per Adresse RA Jürgen Arnold, Hohenzollernstraße 102, 8000 München 40.

Konkret 01/84, S. 54

Horst Tomayer

Deutsche Gespräche

Zum Jahreswechsel hat KONKRET - Mitarbeiter Horst Tomayer mehrfach erfolgreich zum Telefonhörer gegriffen. Als »Hartmann, Bürgermeister von Mutlangen« sprach er mit CSU-Dissident und Rechtsparteigründer Handlos, mit Vielschreiber Reinecker (»Traumschiff«) und mit Samstagabend-Fuchsberger. Und er telefonierte als Bürgermeister»Schdriese, Oelsnitz im Voochdland« mit Herrn Hartmann, Bürgermeister von Mutlangen

Handlos

Hartmann, Bürgermeister von Mutlangen,

Ja, Herr Hartmann, grüß Gott.

Ich muß Ihnen, glaub ich, die Gemeinde nicht vorstellen

Nein, hahaha, ist zur Genüge bekannt.

Herr Handlos, seit Monaten sind wir ja keine normale Gemeinde mehr, eine Demonstration nach der andern...

Kann ich mir vorstellen, Herr Hartmann, wie das da aussieht.

Und wir fragen uns allmählich, Herr Handlos, was unsre Bewohner denn dafür können. Nun haben wir in der letzten Gemeinderatssitzung beschlossen, daß wir uns an die Öffentlichkeit wenden. Wir suchen Fürsprecher, die uns ein bißl unterstützen können. Da haben wir auch an Sie gedacht.

Herr Hartmann, in welcher Form meinen Sie das? Darf ich vorausschicken, Sie wissen ja, ich organisiere eine neue Partei, und ich ertrinke hier in Arbeit. Ich bin gern bereit, Ihnen zu helfen, nur Sie müssen mir sagen, was haben Sie sich denn konkret vorgestellt?

Wir sind angewiesen auf die Mitwirkungsangebote der Persönlichkeiten, die wir ansprechen. Herr Handlos, wir müssen halt nun einmal mit diesem militärischen Gerät leben, und das Leben geht ja auch weiter.

Ja, ja.

Aber das kann man halt diesen Dauerdemonstrierern nicht sagen.

Mir fällt, ehrlich gesagt, keine konkrete Maßnahme ein, jetzt aus dem Stand, womit man der Gemeinde Mutlangen konkret helfen könnte, net nur mit blabla, mit Reden, verstehns, sondern es müßten ja konkrete Aktionen sein. Haben Sie sich schon mal an Wörner gewandt, das ist ja ein Landsmann von Ihnen aus Baden Württemberg.

So hoch haben wir noch nicht gedacht, muß ich Ihnen ganz ehrlich sagen.

Manfred Wörner hat am ehesten auch die Möglichkeiten als Minister, also praktischer Art, welche, weiß ich jetzt im Augenblick auch nicht.

Der kann uns ja nicht eine Kompanie schicken, nicht wahr, das geht auch nicht, das wäre ja auch...

Aber ich würd bei ihm schlicht und einfach mal in Bonn anrufen und mir einen Termin geben lassen an Ihrer Stelle. Der soll sich da oben mal mit seinen 5.000 Leuten, die da hocken, da soll sich doch einmal eine Arbeitsgruppe darüber unterhalten, wie man Ihnen behilflich sein kann. Mir, als einzelnem, der ich hier in meinen Briefen wühle, fällt kein passendes Rezept ein. Aber vielleicht hab ich noch einen Gedanken. Ich bin ab morgen wieder mit dem Flugzeug in ganz Deutschland unterwegs wegen der Organisation der Partei.

Glauben Sie denn, daß Sie es schaffen werden?.

Wir werden in Bayern 1986 bei der Landtagswahl fünf Prozent kriegen, davon bin ich felsenfest überzeugt, es wär von mir arrogant zu behaupten, wir würden bei der Bundestagswahl fünf Prozent kriegen, aber wir brauchen in Bayern 304.000 Wähler, die werden wir mobilisieren können, erstens, weil wir glauben, wir haben ein gutes Programm, zweitens haben wir einen prominenten Wahlkampfhelfer, das ist der Strauß, hahaha, der macht noch so viel Unsinn, das werden's sehn.

Wenn der nach Bonn kommen sollte, macht der jede Koalition kaputt, das sag ich Ihnen voraus. Die einzige Antwort, die Strauß versteht, ist, daß man ihm Stimmen abjagt. Gellt... Das mit dem Milliardenkredit war ja das letzte vom Letzten. Herr Hartmann, ich bin gegen Subventionierung, aber lieber subventionieren wir unsere Stahlarbeiter in Bremen und unsere Kohleindustrie an der Saar, als daß wir die kommunistische Regierung in Ostberlin subventionieren.

Herr Handlos, verbindlichen Dank für die zugesagte Hilfe.

Es tut mir leid, daß es in diesem Fall nicht ergiebiger war. Ich meine, daß da ein gewisser Ausgleich sein müßte, also wenn Sie irgendwelche Projekte haben, die Sie noch bauen wollen und wo es nicht die entsprechenden Zuschüsse gibt oder so, daß da vielleicht die staatliche Seite entgegenkommt, daß man also sagt, Mutlangen sei besonders geschädigt.

Ich verstehe.

Lassens bei Gelegenheit wieder was von sich hören.

Aufwiederhören

.

*

Reinecker

Schönen guten Tag, hier spricht der Bürgermeister von Mutlangen.

Ja.

Mutlangen wird Ihnen ein Begriff sein.

Ja, natürlich.

Wir sind ununterbrochen Anlaufpunkt für Demonstrationen, jetzt am Wochenende wieder, und da hatten wir den Einfall, Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens zu fragen, ob sie ein bißl auf unsrer Seite sind.

Ja. Ja, auf welcher Seite sind Sie denn? Ich meine, äh, Sie sind, äh, Sie nehmen nicht Stellung zur Sache an sich, Sie wollen nur die Ruhe haben?

Wir wollen die Ruhe haben, denn das Pershing-Gerät steht nun mal da, beziehungsweise es kommt noch, und wir haben da keinen Einfluß drauf, gellt.

Ja, ja. Was stellen Sie sich vor? Wie sollte das aussehen?

Das einfachste, Herr Reinecker, wäre natürlich, wenn die Bürger von Mutlangen selber auf die Straße gingen und gegen die dauernden Demonstrationen demonstrieren würden.

Hahahaha, das wär gut , sehr gut.

Aber über die Trägheit der Menschen muß ich ja grad Ihnen, der Sie das Leben kennen, nichts erzählen. Deshalb tut Schützenhilfe not.

Ja, ja, wie könnte die aussehen? Im Grunde wäre die Presse der richtige Ort dafür, haben Sie da Bedenken? Ist man da nicht auf Ihrer Seite?

Für die Presse, Herr Reinecker, stellt sich das ja immer nur so dar, Nachrüstung kontra Nachrüstungsgegner. Die Belange unserer Gemeinde kommen dabei völlig unter die Räder beziehungsweise unter die Demonstrationsstiefel. Und da wärs halt schön, wenn so Persönlichkeiten wie Sie durch einen ermunternden Zuruf ein bißerl für die Mutlanger Partei ergreifen.

Ja ja ja ja ja. Aber wie könnte das praktisch aussehen?

Wir haben uns bisher immer nur mit Bebauungsplänen, Kanalisation, Beleuchtung etc. beschäftigen müssen, das ist für uns ein völlig neues Terrain.

Natürlich, natürlich, ja, ja, also ich werd mir mal überlegen, was man da machen kann. Ich werd da mit einigen Leuten sprechen, vom Rundfunk, oder - Moment mal, BUNTE oder HÖR ZU, wissen Sie, da wo ich Verbindungen zu habe, nicht wahr, aber, Herr Bürgermeister, sagen Sie mir doch auch mal Ihre Telefonnummer, damit ich Sie unterrichten kann.

07171-71536

Ja ja, hahaha, das ist ein tolles Problem, das ist ein tolles Problem, ja, mein lieber Mann.

Wir sind nie Gegenstand der Berichterstattung, die andern haben halt verhältnismäßig die Mehrheit, wenn da 100. 000 Leute demonstrieren, das macht für die Presse was her, wir haben nur fünftausend Leute, die ruhig leben wollen.

Ja ja, 5.000, die in Ruhe leben wollen. Richtig, ja. Ja, ich darf Sie anrufen, hahaha, mal sehen, ob ich da irgendwas zustande bringe.

Bedanke mich.

Ich freue mich, daß Sie mich angerufen haben. Wiederhören.

*

Fuchsberger

Hartmann, Bürgermeister von Mutlangen

Grüß Sie Gott, Herr Hartmann.

Sie wissen, welcher Gemeinde ich vorstehe?

Man hat einiges über Sie gelesen, ja, haha.

Sie wissen, daß wir seit Ende November die neue Pershing-Generation bei uns haben, und wir müssen als Gemeinde damit leben. Aber dieses Leben wird uns schwer gemacht, eine Demonstration nach der andern, und wir, die Bürger von Mutlangen, fragen uns, was können wir denn dafür. Nun haben wir in der gestrigen Sitzung beschlossen, uns an die Öffentlichkeit zu wenden, und suchen, Herr Fuchsberger, Fürsprecher für unser Geschick.

In welcher Form stellen Sie sich denn das um Gottes Willen vor?

Um Gottes Willen ist gut gesagt, man muß da also sehr vorsichtig sein, daß man nicht den falschen Ton erwischt, aber wir dachten eben, daß man uns aus Kreisen des Fernsehens undsoweiter, unterstützt, daß wir also nicht allein dastehn.

Das ist klar, aber ich seh nicht, in welcher Art und Weise Sie an mich denken in irgendeiner Aktivität.

Wir dachten, daß wir einige prominente Persönlichkeiten finden, die sich zu dieser Problematik auf die gemäße Art und Weise äußern...

Wenn ich Sie recht verstehe, dann suchen Sie jemanden, der - ich will nicht sagen pro Rakete - aber, der einfach sagt, die Situation ist nun mal da...

Richtig, es muß ja weitergehn, wir können ja nicht auf Jahre hinaus ununterbrochen Gegenstand von Demonstrationen sein.

Das können Sie nur über Leute erreichen, von denen man ein bestimmtes politisches Engagement kennt. Es ist seit Jahren mein absolutes Bestreben, die Politik aus der Unterhaltungsszene ganz entschieden herauszuhalten.

Aber glauben Sie nicht, Herr Fuchsberger, daß der Großteil des Publikums, das Sie bedienen, hinter den Zielen und den Aktivitäten von Frau Kelly und Herrn Bastian steht?

Nein, das hab ich damit nicht gesagt. Der Großteil meines Publikums, zwanzig Millionen Menschen, will von dieser Geschichte überhaupt nichts wissen. Sie sind es satt, sie sind es leid, weil sie es in jeder Nachrichtensendung aufs Brot geschmiert kriegen, in jedem Kommentar, wann immer sie den Fernsehapparat andrehen, werden sie mit diesem gewaltigen Problem konfrontiert und belastet. Und sie verlangen schlicht und einfach einige Reservate wie zum Beispiel eine Samstagunterhaltung zwischen acht und zehn. Es gibt einige wenige, die sind engagiert, Dieter Thomas Heck zum Beispiel...

... der setzt sich mit der Macht seines Namens, als Duzfreund von Herrn Barzel..

... der gehört auch einer politischen Partei an. Nun, halten zu Gnaden, Herr Hartmann, Herr Heck hat eine kleine Sendung und hat nicht die große Samstagabendunterhaltung vor dreißig Millionen Menschen. Aus diesem Grund mag er dort noch ein bißchen Spielraum für sich in Anspruch nehmen, das ist ja überhaupt 'ne persönliche Entscheidung.

Herr Fuchsberger, ich danke Ihnen für die plausible Absage.

*

Bürgermeisteramt Mutlangen, Hartmann

Herr Bürchermeisder, scheenen guuden Daach, mei Name is Schdriese, Bürchermeisder der Marchdgemeinde Oelsnitz im Voochdland. Das Voochdland liechd ja nur'n baar Meeder hinder Hof, un wir haaben also einen ausgezeichneden Wesdemfang, gönnse sich dänggen, da haaben wir also die letzten Daache nadürlich viel gesähn ieber Mutlangen, wie gommse denn mid dähm gansen Rummel mid dän Ragääden zurande?

Ja, über das sprech ich am Telefon mit niemand. Wenn Sie Interesse haben, mich kennenzulernen, dann kommen Sie bitte hierher, ja.

Ja, das wird so eenfach nich gähn, zwischn uns liechd ja de Gränze.

Da sind mir aber net schuld, sondern Ihr!

So gesähn haaben Sie nadierlich nich gans unrächd, ne wahr, aber derfier haaben wir die Verdrääche, un die haaben die Delefoonferbindungen härgeschdelld wieda.

Ja, is scho in Ordnung

Ich wolld ja nur mal fraachn, wie Sie zurandekomm, denn bei uns soll ja dasselbe bassiern im erschdn Gwardaal fierendachdzisch, wir grieschn da ja auch Ragäädn, un zwaar begomm wa die Druschba Ragäädn.

Ja, in der DDR?

Nu sälbsdverschdändlich.

Ja, und wo?

Im Hudzlwäldchen wäärden die schdadzionierd, das haaben sich unsre Ferbinndedn, wännmärs mal so saachen will, Jemfendferdsch' undern Naachl gärissn, na, un da wird auf uns noch ein'sches zugomm, also so viel nich wie bei Ihnen, weil so viel wie bei Ihnen wird bei uns nich demonschdriedr, newahr! Das is nich so in Moode bei uns.

Was heißt denn 'in Mode' ? Bei Ihne isch das nicht erlaubt l

Nu, nu, so is das nich, da giebds schon auch sone Sachn.

Also nun, bei aller Kollegialität, wennse sich mit mir unterhalte wolle, dann kommen se amal her oder schreibe se mir amal.

Nuja, so eenfach is das nich.

Ja, das tut mir leid.

Das gönnn nur die Grooßn. Wir sin ja ne gleene Gemeinde, mid grademaal zähndausend Säälen.

Und i han bloß fünf.

Ich wollde Sie ja auch nur mal fraachn, wie Sie zurandegomm'n mid der Schdadzionierung, also auf uns gommd das wie gesaachd auch zu, und das wär hald schöön, wänn mör uns hierauf informäller Äbäne...

Ich unterhalte mich über militärische Dinge net, ich bin dreißig Jahr hier Kommunalpolitiker, und bin scho dreimal gewählt worn von meiner Bevölkerung, und das andere fällt nicht in mein Zuständigkeitsbereich.

No, da wollnwär uns hier drieben ja uch nich einmischn, das is selbsdverschdändlich, ich dachde nur, von Gollähsche zu Gollähsche...

Ja, jetzat gebe Sie emol ei, ob sie raus dürfe, und dann komme se zu mir, Sie sen a herzlich willkommener Gascht.

Nu, ich wolldse, Herr Gollähsche Hartmann, ja nur der Solidaridääd versichärn, wir haaben das auch nich eeinfach.

Ja, da misse se halt gucke, das se fertig werde wie I au.

Schaunse, bei uns gibts zur Zeit ne Bewächung »Patenschaften mit BRD-Städten«. Das wäär doch schööne, wenn wir als Ragäädnschdadd Oelsnitz e Baadenschaft hädden mid Mutlangen, von wäächen der gleichen Broblääme.

Also am Telefon unterhalt ich mich net mit Ihne, schreibe Sie mir oder komme so mal her gelt?!

Nu hadd er eingehänggt.

Konkret 01/84, S. 58

Karl Pawek

Konkret-Extra: Chip, Chip, Hurra
Wer hat Angst vor dem Computer

Das Silikon-Zeitalter (benannt nach dem Grundstoff der Mikrochips) hat längst begonnen, und auch das Orwell-Jahr bricht an. Aber die Linke begnügt sich weiter mir dem Horror-Szenario Neunzehnhundertvierundachzig und will von Computern am liebsten nichts wissen. Eine Provokation von Karl Pawek

Von 1001011 1100001 1110010 1101001 1010000 1100001 11101111100101110101 1

Die Grenzen verwischen, was rechts schien, gilt manchem als links, und viele Linke sehen sich plötzlich im Bündnis mit den Konservativen. Bevor der Computer tatsächlich die Welt verändert in einem noch kaum vorstellbaren Ausmaß, verwirrt er die Geister, wirbelt er scheinbar unverträgliche Positionen durcheinander.

Der in Wien lebende polnische Philosoph und Regimekritiker Adam Schaff sieht im Mikroprozessor einen »Schlüssel zum Tor des Paradieses«. Niedersachsens Wirtschaftsministerin Birgit Breuel dagegen, die ansonsten doch keine Skrupel kennt gegenüber jeglicher Form der Profitsteigerung, warnt vor der Gefahr eines Informationszeitalters, »in dem die große Masse der Nichtwissenden von einer kleinen technischen Elite beherrscht würde«. Und eine Enquete-Kommisson des Deutschen Bundestages stellte gut marxistisch fest: »Informationsverarbeitung ist in hochindustrialisierten und arbeitsteiligen Gesellschaften ein besonders wirksames Mittel zur Herrschaftsausübung.« Der sozialdemokratische Bundestagsabgeordnete Freimut Duve erkennt im Computer die »radikalste Abwertung des menschlichen Denkens«, und Joseph Weizenbaum schließlich, ein durch seine humanistische antimilitaristische Haltung als Linker ausgewiesener Computerspezialist, sieht uns Menschen des elektronischen Zeitalters in einen »faustischen Handel« verstrickt, der uns »mit großer Geschwindigkeit geistig tötet und uns bald alle auch physisch töten wird«: »Meiner Meinung nach können wir nur durch ein Wunder gerettet werden.«

Bevor man die Verhältnisse zu entwirren sucht, um »rechts« und »links« auch computerspezifisch wieder unterscheiden zu können, ist es mühsam, aber nützlich, sein Funktionieren zu verstehen.

Der Grundbaustein jedes Computers (entsprechend der Zelle im menschlichen Hirn) ist eine Art Transistor, ein Kristall aus dem chemischen Element Silizium. Seine äußerst primitive Wirkungsweise beschränkt sich auf zwei Funktionen. Wie ein Schalter kann er Strom fließen lassen oder stoppen. Gleichgültig, ob man diese Funktion mit »ja/nein« oder »0/1« bezeichnet, der Transistor im Computer ist zu keiner weiteren Differenzierung fähig. Also müssen Buchstaben und Zahlen umgewandelt werden in (siebenstellige) Zeichenfolgen aus Nullen und Einsen. Wer bei einem Computer die Taste A drückt, löst damit (nach dem ASCII-Code) eine Befehlskette 1000001 aus. Wenn nun dieses A gespeichert werden soll, müssen in Speicherzellen sieben Schalter entsprechend geschaltet werden, damit der Computer die Zeichenfolge auf Befehl ablesen, mitteilen und umgewandelt wieder als A sichtbar machen kann. Ob es sich um das Zielgebiet eines Marschflugkörpers, ein Wörterbuch oder die Wassertemperatur in einer Waschmaschine handelt, die vom Computer zu verarbeitenden Informationen bestehen aus einer mehr oder minder langen Reihe von Nullen und Einsen.

Dieses Verfahren ist äußerst aufwendig und simpel und dürfte eigentlich niemanden in Schrecken versetzen. »Unheimlich« werden Computer erst dadurch, daß sie solche einfachen Schaltschritte unvorstellbar schnell ausführen können; bei modernen Großcomputern beträgt die Schaltzeit eines Transistors etwa eine milliardstel Sekunde. Hinzu kommt, daß diese Schalter inzwischen so klein wie schnell geworden sind. Ein daumengroßes Siliziumscheibchen bietet Platz für Zehntausende Transistoren, und in den Labors wird an Systemen gearbeitet, die es mittels Elektronenstrahlern erlauben, 100 Millionen Millionen bit (also Einsen oder Nullen) im Volumen eines Zuckerwürfels abzulegen.

Verglichen mit dem menschlichen Hirn sind diese Zahlen gar nicht so eindrucksvoll. Unsere Hirne bestehen aus ungefähr 15 Milliarden Zellen, die durch Faserleitungen miteinander verbunden sind. Deren Gesamtlänge, und dies ist ein Indikator für die Vernetzung der Zellen, beträgt beim menschlichen Hirn etwa 500.000 Kilometer, also mehr als die Entfernung Erde-Mond. Beim Hören und Sehen verarbeitet das Hirn pro Sekunde mehr als eine Million bit.

Computer wie Hirne sind also keine Zaubermaschinen. Ihre Qualität beruht - wie könnte es auch anders sein - allein auf Quantität und Schnelligkeit, mit der zwei verschiedene Zeichen verarbeitet werden. Im Unterschied zum Hirn »denken« die heutigen Computer jedoch nur schematisch. Eine einzige falsche Schaltung unter Milliarden kann ausreichen, sie zu blockieren, während das Hirn sogar zerstörte Zellen bis zu einem gewissen Ausmaß »umgehen«, ersetzen kann.

Zumindest noch auf absehbare Zeit sind Computer auf Grund ihrer anorganischen Komplexität, die ungeheuer groß und dennoch - verglichen mit dem organischen Hirn - unzureichend ist, überaus störanfällig und überlistbar. Ihr Vorteil gegenüber dem Hirn besteht aber darin, daß sie sich beliebig erweitern und vernetzen lassen. Auch wir Menschen nutzen

externe Speicher wie Bücher, Magnetbänder etc., und wir können unsere Informationen austauschen und damit unser Wissen vermehren. Doch geschieht dies hoffnungslos langsam. Körperliche Bewegung, Suchen, Blättern, Notieren, Vergleichen dauern sehr viel länger als das Fließen des Stromes zwischen Millionen Schaltern.

Inzwischen hat die Informationstechnik das Gehirn bei allen »einfacheren« Arbeiten weit überholt. Der Verbund von Computern macht Wissen weltweit und schnell verfügbar - zumindest für deren privilegierte Benutzer. Der Computer als ein Ergebnis der Wissensexplosion wird diese Wissensexplosion gewaltig verstärken. In Verbindung mit Maschinen kann er die Arbeit von Millionen Menschen übernehmen. Angeschlossen an das künftige Kabelnetz wird er zumindest die geschäftliche Kommunikation grundlegend verändern.

Mit der Erfindung des Werkzeugs hat der Mensch seine unzureichende Motorik und Muskelkraft verbessert. Mit dem Bau von Fahrzeugen erweiterte er seine Mobilität. Mit dem Computer als »Denkzeug« (Klaus Haefner) wird er nun die Effektivität seines Denkens steigern.

Diese Technologieentwicklungen geschahen weder zufällig, noch sind sie neutral. Wie die meisten Erfindungen seit den ersten primitiven Werkzeugen sind auch die Computer ein Produkt menschlicher Bemühungen um eine kriegerische Überlegenheit. Ihre Erfindung und ihre Durchsetzung auf dem Markt resultieren weniger aus ihrer Nützlichkeit als aus kapitalistischen Verwertungsinteressen. Doch trotz dieser makelhaften Abstammung ist der Computer nicht notwendig »schlecht«, sondern zunächst nur ein neues Zeug, eben ein »Denkzeug«. Was der Mensch mit dem Zeug anfängt, hat er selbst zu verantworten.

Die heftigsten Warnungen vor einer bedrohlichen Computerwelt kommen von sich undogmatisch nennenden Linken. Aber ihre Argumente lassen sie eher als gutbürgerliche Konservative erscheinen.

Der Computer, so behaupten sie, konditioniere den Menschen auf den Umgang mit intelligenten Maschinen, verändere unser Denken, Reden, Handeln und Fühlen: »Der Mensch funktioniert als rollende Kugel in einem großtechnologischen kapitalen Flipper - passiv, anonym und ruhelos«, schreibt die technologiekritische Zeitschrift »Wechselwirkung«. Norbert R. Müllert sieht dort in der Anpassung an die Computerlogik den allmählichen Verlust unserer menschlichen Eigenständigkeit im Denken und Handeln: »Die Computerwirklichkeit wird unsere Wirklichkeit... Am Ende steht das computerisierte Leben, der automatisierte Mensch... Unser Verhalten wird marionettenhaft.« Und Claus Eurich erwartet, »daß das soziale Leben der Menschen zum konditionierten Reflex auf die Eigencharakteristik und Eigendynamik der informationstechnologischen Maschinerie degeneriert. «

Abgesehen davon, daß Eurichs Sprache selbst ein konditionierter Reflex auf den Wissenschaftsbetrieb zu sein scheint, sind derartige Computerkritiken schlicht banal. Jede Form der Technik konditioniert ihre Nutzer. Wer ein Auto fährt, muß auf die Gefahr seiner Selbstzerstörung den' Bedingungen einer Maschinerie entsprechen. Aber auch Fußgänger und Radfahrer müssen sich Verkehrsregeln, also Konditionen unterwerfen. Physikalische Gesetze konditionieren uns Menschen, ein Kleinkind konditioniert seine Eltern, jede Spielregel die Spieler. »Sind sie nicht schrecklich, diese Computer? « fragte die Frau ihre Freundin und berichtete stolz von den Fortschritten ihres kleinen Sohnes beim Klavierspielen.

Wer sich vor Computern fürchtet, fürchtet sich vor Nullen und Einsen. Wirklich gefährlich aber sind die Einsen in den Konzernzentralen und ihre Bonner Nullen.

Viele linke Computerkritiker sehen den Menschen des elektronischen Zeitalters (selbstverständlich nicht sich selbst, nur das dumme Volk) eingeklemmt zwischen Bildschirmen und Tastaturen sein Leben fristen, sich in eine mediale Ersatzwirklichkeit flüchten, isoliert und jeder »warmen« menschlichen Kommunikation entzogen. Und dies alles nur, weil Elektronik ihm den Weg zur Bank, ins Kaufhaus, zur Behörde ersparen wird. Kretins mögen sich diesem Bild entsprechend verhalten, Menschen werden auch künftig ihr Bedürfnis nach Sexualität und Zärtlichkeit, nach Schauen und Riechen und Fühlen und Miteinandersprechen befriedigen. Es gibt erste Untersuchungen, die nachweisen, daß Bildschirmarbeiter(innen) weniger fernsehen als der Bevölkerungsdurchschnitt.

Die meisten Technologiekritiker übersehen, daß veränderte technologische Bedingungen auch veränderte menschliche Verhaltensweisen zur Folge haben werden. So behauptet Claus Eurich: »Die Technisierung der engsten Lebensumwelt wird die völlige Isolation und unvorstellbare psychische und soziale Folgen nach sich ziehen. « Dies wäre nur richtig, wenn wir Menschen nicht lernfähig und unsere Bedürfnisse alle befriedbar wären. Die neuen Technologien und ihre rationalisierenden Wirkungen werden vielmehr neue Möglichkeiten menschlichen Zusammenlebens, menschlicher Kommunikation, aber auch neue Wünsche erzeugen - und sei es nur dadurch, daß der im Rahmen seiner bisherigen Verhaltensweisen isolierte Mensch aus seinem Lebenswillen gezwungen sein wird, neue Aktivitäten zu entwickeln. Im Extremfall wird er, bevor er Teil der Maschine ist, diese zerstören.

Auch das Argument vom Überwachungsstaat wurzelt im bürgerlichen Gedankensumpf und ist bei der FDP besser aufgehoben als bei der Linken. Denn hier sollen bürgerliche Freiheiten geschützt werden unter Beibehaltung der bestehenden ökonomischen Bedingungen.

Unstrittig ist, daß Computer einen sehr viel schnelleren Zugriff auf personenbezogene Daten bieten werden. Aber mit relativ geringem Aufwand sind auch heute bereits ausreichend genaue Persönlichkeitsprofile herstellbar von jedem Bundesbürger, der gemeldet, beschäftigt oder arbeitslos, versichert und steuerlich erfaßt ist und über ein Konto sowie ein Telefon verfügt.

Der Kampf gegen das Überwachungsinstrument Computer ist ein durchaus gerechtfertigter und politisch mobilisierender, letztlich jedoch konservativer Abwehrkampf gegen seine Effektivität, nicht gegen die Überwachung. Nur wer - wie die französischen Computersaboteure - glaubt, die moderne Technologie sei Gewalt (und nicht der Kapitalismus), kann die Zerstörung von Computer für revolutionär halten.

Zweifellos wird die Elektronik unser Leben gründlich verändern. Doch nur Konservative sehen bereits in der Veränderung eine Gefahr.

Die industrielle Revolution hat die Muskelkraft ersetzt und daher den Widerstand der Handarbeiter hervorgerufen. Die elektronische Revolution bedroht die Vorherrschaft der Gebildeten und stößt daher besonders beim Bildungsbürgertum, bei den Intellektuellen, auf Widerstand. Wer zwanzig Jahre lang über die Verwendung des Adjektivs bei Homer geforscht hat, muß frustriert sein, wenn eine Maschine sehr viel schneller zu sehr viel exakteren Ergebnissen kommt. Aber auch viele Lehrer dürfen sich bedroht fühlen von künftigen Computergenerationen. Allgemein werden das operationelle Denken und das Wissen durch Computer entwertet. Im elektronischen Zeitalter zählt nicht mehr, Gedächtnis, sondern Kreativität.

Eine linke, also materialistische Analyse der elektronischen Revolution muß zunächst prüfen, ob die Probleme der Elektronik in der Technologie selbst liegen (wie das bei der Atom-Technologie oder der Gen-Manipulation der Fall ist) oder nur im Umgang der Gesellschaft mit ihr. Computer sind umweltfreundlich, rohstoff- und energiesparend und jederzeit kontrollierbar zumindest von jenen, die mit ihnen umgehen können und dürfen. Elektronik ist die »sauberste« Technologie und in ihrem Betrieb fast völlig ungefährlich.

Bedeutsamer als ihre psychologischen Auswirkungen auf bewegte Skeptiker sind ihre materiellen und damit auch gesellschaftlichen Folgen. Sieht man von der Beschädigung des bildungsbürgerlichen Selbstwertgefühls ab, hat der Computer immense Bedeutung für den militärischen Bereich, für die Dritte Welt und für die Arbeit. Linke Technologiepolitik sollte darin bestehen, die revolutionären Folgen der Elektronik im Arbeitsbereich nutzbar zu machen für politische Lösungen in den beiden anderen, unserem direkten Eingriff entzogenen Bereichen.

Von militärischer Bedeutung ist vor allem die computergesteuerte Zielgenauigkeit von Atomraketen. In einer noch mehrere Jahre andauernden Phase elektronischer Überlegenheit der USA könnte den amerikanischen Militärstrategen tatsächlich ein atomarer Erstschlag gegen die Sowjetunion erfolgversprechend erscheinen. Berücksichtigt man nun noch die durchaus realistische Möglichkeit eines Computerirrtums, der einen atomaren (Gegen-)Angriff auslösen könnte, wird Weizenbaums Hoffnung auf ein Wunder verständlich. Weder die Friedensbewegung, noch Computerstürmer haben in den nächsten Jahren die geringste Chance, diese Gefahr eines gewollten oder ungewollten Atomkrieges zu eliminieren. Im Notfall brauchen wir, so absurd dies im 20. Jahrhundert klingen mag, moderne Helden. Sollte tatsächlich ein amerikanischer Präsident den wahnsinnigen Plan eines atomaren Angriffs verwirklichen wollen, können ihn nur Computerspezialisten daran hindern. Die Überlebenschance der Menschheit hinge dann davon ab, ob es einem dieser Spezialisten gelungen ist, Programme zu entwickeln und in die Computer einzugeben, die perfekt funktionieren bis auf eine Ausnahme: wenn der Abschußbefehl gegeben wird. Die Störanfälligkeit und die Manipulierbarkeit hochentwickelter und extrem komplizierter Computersysteme wäre die letzte Hoffnung einer ohnmächtig dem Inferno entgegentaumelnden Menschheit.

Schwierig abzuschätzen sind die Auswirkungen der Elektronik auf die Dritte Welt. Die neuen Informationstechniken werden ihre Abhängigkeit von den Industriestaaten verstärken. Schwerwiegender noch dürfte sein, daß Mikroprozessoren sehr viel billiger sind als die billigsten Arbeitskräfte. Noch lockt ein niedrig gehaltenes Lohnniveau die Konzerne, ihre Produktionsstätten nach Asien und Südamerika zu verlegen. Doch eine vollautomatische Automobilfabrik benötigt keine Arbeitssklaven, sondern einige wenige hochspezialisierte Fachleute und eine Infrastruktur, die bei Produktionsstörungen schnelle Reaktionen erlaubt.

Da die Länder der Dritten Welt kaum aus eigener Kraft den Technologievorprung der Industrienationen in den nächsten Jahren werden aufholen können, sind sie den ökonomischen Interessen der Hard- und Softwareproduzenten ausgeliefert.

Während die Kritiker mittels computergesteuertem Fotosatz ihre Computerwarnungen über computerisierte Vertriebskanäle verbreiten, drängen sich Arbeiter, Angestellte und Selbstständige in den Computerländern. Ein Fernsehkurs ermöglicht seit Mitte Dezember Zehntausenden Interessierten den Selbstbau eines Mikrocomputers. Mehrere Computerzeitschriften, deren Anzeigenumfang dem des »sterns« nicht nachsteht, finden Hunderttausende Käufer.

In Teilen der Bevölkerung und für viele Jugendliche gilt die Beherrschung von ein, zwei Programmiersprachen als Basisqualifikation - ähnlich der Rechen- und Schreibfähigkeit. Volkshochschulkurse, die solche Programmiersprachen

lehren, haben einen häufig nicht mehr zu bewältigenden Teilnehmerzulauf. Und es ist nicht nur die trügerische Hoffnung auf einen Arbeitsplatz, die diese Menschen zum Computer drängt, sondern auch die Neugier auf einen aktiven Umgang mit der Elektronik und ihren Möglichkeiten.

Unabhängig von Kritikern und Bastlern verändert die Elektronik unsere soziale und ökonomische Umwelt. In den nächsten zwanzig Jahren werden Roboter 30 bis 50 Prozent aller Arbeitsplätze ersetzen. Schon heute arbeiten in japanischen Fabriken Roboter, die Roboter bauen. (Wenn sie dabei einen Menschen erschlagen, durchzieht ein Schaudern die westliche Presse, als würde es sich dabei nicht um einen gewöhnlichen Arbeitsunfall an einer Maschine handeln, wie er sich in der BRD mehrmals täglich ereignet ohne Kenntnisnahme durch die Öffentlichkeit.) Und die bereits 1978 erstellte Siemens-Studie »Büro 1990« prognostiziert für 1990 in den Angestelltenberufen eine durchschnittliche Arbeitszeit von 28-30 Stunden wöchentlich. Klüger als Kohl, für den die Forderung nach Arbeitszeitverkürzung absurd und dumm ist, sehen die Siemensspezialisten in der radikalen Arbeitszeitverkürzung die einzige Alternative zur Massenarbeitslosigkeit. Ihr Ausmaß - sechs, acht, zehn Millionen - läßt sich noch kaum abschätzen. Heute werden von allen Möglichkeiten, die Mikroelektronik einzusetzen, nur rund fünf Prozent genutzt.

Diese Entwicklung ist unaufhaltsam (es sei denn durch Krieg), weil Profite fast nur mehr über Rationalisierungsgewinne gemacht werden können. Wer den Unternehmern verbieten will zu rationalisieren, muß zuvor den Kapitalismus abgeschafft haben.

Computer ersetzen menschliche Arbeit, privatisieren sie teilweise und eröffnen den Unternehmern äußerst effektive Möglichkeiten, Arbeit und Arbeitende zu kontrollieren. Zugleich aber werden sie die Krise des Kapitalismus verschärfen bis hin zu seiner Existenzgefährdung. Diese Perspektiven verdienen die Analyse der Linken.

Die Gewerkschaften befinden sich in einem verständlichen Abwehrkampf. Nur eine Umverteilung der Arbeit auf viele (durch Arbeitszeitverkürzung) sichert ihnen ihre Stärke. Eine Verlagerung von Arbeitsplätzen in die Wohnungen (Heimterminals) muß möglichst verhindert oder zumindest arbeitsrechtlich so geregelt werden, daß einer Entsolidarisierung der dann isolierten Heimarbeiter(innen) begegnet werden kann. Der Widerstand gegen Personalinformationssysteme kann am ehesten mit der Unterstützung der betroffenen Arbeiter rechnen und daher erfolgversprechend geführt werden. Über diesen aktuellen Forderungen dürfen jedoch nicht die langfristigen Perspektiven vergessen werden. Der Computer ermöglicht zunächst durch Rationalisierung, Arbeitsintensivierung und Arbeitskontrolle Profite, wie sie auf dem krisengeschwächten und stagnierenden Markt nicht mehr zu erzielen sind. Gleichzeitig aber verstärkt sein Einsatz die Ursachen der Krise: die akkumulierten Kapitalmassen lassen sich nicht mehr sinnvoll investieren.

Um schwere soziale Unruhen zu verhindern, werden die Unternehmer gezwungen sein, einer Umverteilung der Arbeit zuzustimmen. Kein Wirtschaftssystem erlaubt auf Dauer Arbeitslosenquoten von 20 oder 30 Prozent. Ob das kapitalistische System in der Lage sein wird, diese Umverteilung zu organisieren, oder ob - wie Adam Schaff annimmt - eine Kollektivierung der Wirtschaft notwendig und aus der Not heraus auch durchführbar sein wird, läßt sich noch nicht absehen. (Sehr wohl voraussagen läßt sich hingegen, daß die sozialistischen Staaten auf Grund ihrer Wirtschaftsordnung die Folgen der Computerisierung sehr viel leichter produktiv werden nutzen können.)

Die Arbeitszeitverkürzung - nicht zufällig steht sie im Tabukatalog der Unternehmer obenan - ist ein radikales, weil systemtranszendierendes Bedürfnis, da jeglicher Profit von Mehrarbeitszeit abhängig ist. Reduziert sich also mit der Gesamtarbeitszeit auch die Mehrarbeitszeit, verringert sich zugleich die Profiterwartung.

Aber auch die neugewonnene Freizeit wird dem Herrschaftssystem gefährlich werden, wenn es ihm gelingt, sie - z. B. durch die Medien - zu absorbieren. Wer Zeit hat, kommt bekanntlich auf dumme, sprich: nicht herrschaftskonforme Gedanken. Hier sind Linke, sind vor allem Pädagogen, die Gewerkschafter gefordert. Der Ersatzbefriedigung durch Medienkonsum muß ein attraktives Lernangebot entgegengestellt werden.

Ein altes hawaiisches Sprichwort lautet: »Wenn Arbeit etwas Gutes wäre, würden die Reichen sie für sich behalten.« Es kann nicht darum gehen, möglichst viel (entfremdete) Arbeit bewahren zu wollen. Eine Verkürzung der notwendigen Arbeitszeit ist vielmehr die Voraussetzung für eine gesellschaftliche Arbeit. Sie - und nicht durch Computer ersetzbare Qualifikationen - definieren den Menschen.

Aber auch außerhalb der Betriebe muß das Verhältnis zwischen dem »homo faber« und dem »homo ludens« geändert werden. Um »von seinen neuen Chancen wirklich Gebrauch machen zu können, muß der Mensch darauf vorbereitet werden. Dazu bedarf es einer grundlegenden Änderung des bisherigen Bildungswesens«, diagnostiziert Adam Schaff und fordert den »homo studiosus«.

Hier schließt sich der Kreis. Die bildungsbürgerliche Ablehnung der Elektronik manifestiert sich in einem totalen Versagen der Pädagogik. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, kommt Elektronik, kommen Computer und Mikroprozessoren im

Schulunterricht nur vor, wenn die Schüler es vehement verlangen und das alternative Angebot ihres linken Lehrers, doch lieber Nistkästen zu bauen, ablehnen.

Der Computer stellt eben nicht »die radikalste Abwertung des menschlichen Denkens« dar, wie Freimut Duve meint, sondern dessen vielleicht radikalste Herausforderung. Ein Verdienst der romantischen Linken ist es, die Menschen sensibler gemacht zu haben für die Gefahren technologischer Fortschrittsgläubigkeit, für Umweltzerstörung und Abhängigkeiten. Aufgabe der politischen Linken wäre es, verantwortbare Technologien auf ihre gesellschaftsverändernde Wirksamkeit und ihre Nützlichkeit zur Durchsetzung politischer Ziele zu überprüfen.

Konkret 01/84, S. 62

Manfred Waffender

Konkret-Extra: Chip, Chip, Hurra
Die Kinder von Apple, Atari und Commodore

Wenn Kinder einen Computer in die Hand bekommen, ist das meist gleich Liebe auf den ersten Bit. Eltern und Lehrern ist das unheimlich, denn darin haben sie ja recht: Computer sind Machtinstrumente. Nur können die wenigsten Erwachsenen sie beherrschen

Die Computergeneration ist da. Dabei war es so schön ohne sie. Den Zeitgeist hatte man fest im Griff, das Lebensgefühl »der Jugend« war festgezurrt: No future, Null Bock, triste Nasenbohrerei und selbstgestrickte Socken. Und die Dreißig- bis Fünfzigjährigen, die Apo-Generation, feierten die Unsterblichkeit ihrer (Supp-)Kultur. Mit Bob Dylan im Ohr, Adorno im Kopf und dem Magengeschwür im Bauch bestätigten sie ihren ehemaligen Kommilitonen, die jetzt in Schulen und Heilstätten und Jugendämtern und Redaktionen und Krankenhäusern ihren Dienst am Volk versehen: *Vor uns die Faschisten - und nach uns? Die stehen doch alle in unserer Tradition. Die Punks und die Neudeutschen und die Ethnos. Selbst den Rap hatten wir schon drauf. Echt. Sowas ham' wir vor fünfzehn Jahren im Schullandheim gemacht: Mit der Zwölfsaitigen und Brecht-Gedichten. Naja, egal. Einen Vorwurf machen kann man denen ja nicht. Ich möchte heute auch kein Abi mehr machen. Aber daß die jetzt vor lauter Opportunismus anfangen, auf den ganzen hochgejubelten Computerscheiß abzufahren, find' ich einfach pervers. Da reden wir uns jahrelang das Maul fusselig über Technologie und Politik, gründen Komitees gegen Datenmißbrauch und brechen 'ne Riesenbewegung gegen die Volkszählung vom Zaun - und was machen diese Pimpfe? Wollen mit dem Computer spielen. Freiwillig! Und finden's auch noch geil.*

Kaufhaus Horten, Spielwarenabteilung, kurz vor Weihnachten. Der Teddybär glotzt blöde auf die nackten Leiber der unter ihm aufgestapelten Barbie-Puppen. Unverdrossen klackert die Eisenbahn an den glatten Fassaden der toten Lego-Stadt vorbei. Und wie gehabt, warten Monopoly und Mensch-Ärgere-Dich-Nicht auf gehetzte Omis. Eine Mutter zieht ihr Töchterchen im Schlepptau hinter sich her. Die kleine Hand grabscht ins Leere: »Mutti, Mutti, guck doch mal ... « Zu gucken gibt es hier in der Tat einiges. Zu tun so gut wie nichts. Das gibt es nur in einer mit viel Neon umrahmten Ecke dieser Abteilung. Im Computer Center. Und dementsprechend geht es hier zu: So stelle ich mir ein gutgehendes Jugendzentrum während der Rush hour vor. Da stehen sie sich die Füße platt, die Knirpse. Dreißig bis vierzig Jungen (ja, es sind fast ausschließlich Jungen) starren mit angestrengten Gesichtern in Bildschirme, tippen auf Tastaturen herum und hebeln mit geschickten Fingern an sogenannten Joy sticks (Lustknüppeln). Sie lassen kleine rote Beißer gegen kleine grüne Beißer antreten und verlieren sich in den wundersamen elektronischen Labyrinthen. Märklin ist out - Atari ist in. Und der Weihnachtsmann studiert die Wunschzettel und kapiert nichts.

Wieder einmal ist der Rattenfänger von Hameln am Werk. Diesmal in Gestalt von Pac Man. Er entführt unsere Kinder in das Reich hinter dem Bildschirm und läßt sie im Meer der binären Logik ertrinken. Doch ob man nun einstimmt in den großen Abgesang vom Untergang unserer abendländischen Kultur oder ob man den Kleinen nur neugierig über die Schulter schaut, wenn sie sich mit Hilfe von peek und poke in eine andere Welt flüchten, eines scheint festzustehen: Mit der Geschwindigkeit eines 16-Bit-Prozessors bewegt sich unsere Gesellschaft auf einen Generationskonflikt zu, dessen Größenordnung wir bisher nur erahnen können.

Kinder mögen Computer. Und das liegt weniger an den scheinbar hirnlosen Kriegsspielen, die mindestens ebenso schnell langweilig werden wie die Carrerabahn oder der Chemiebaukasten. Sie sind nur die Einstiegsdrogen. Der eigentliche Reiz liegt im Programmieren. Beim Programmieren erleben Kinder, was sie sonst in ihrem Alltag vermissen: Feedback, Bestätigung, Geduld. Der Computer bietet Heranwachsenden etwas, das unsere mit Regeln und Verboten verstellte Umwelt ihnen versagt: Abenteuer. Schwupp und READY - das Wunderland der Alice öffnet sich auf Knopfdruck. Erdhöhlen und Baumhäuser am laufenden Band. Dschungel, in denen man als Tarzan mit drei Leben von Liane zu Liane hechten kann, geheimnisvolle Meere voller angriffslustiger Seeräuber und endlose Galaxien, die mit dem Raumschiff zu erkunden sind. Und ehe man den Joy stick wieder aus der Hand legt, ist man auch schon drin im Sog des Computers und will eigene Weiten schaffen mit einer eigenen Sprache und eigenen Zeichen, die nur Eingeweihte verstehen. Am allerwenigsten die Erwachsenen. Die finden Computer doof, reden von Maschinenmenschen und Bildschirmsucht. Dabei wissen sie nicht einmal, wie so ein Rechner funktioniert. Im Grunde sind die eigentlichen Roboter die Erwachsenen selbst. Sie organisieren ihr Leben nach Berechenbarkeit, wollen Sicherheit, schreien nach Ordnung, töten die Fantasie.

Natürlich werden Computer nicht als Spielzeuge konzipiert, sondern als Herrschaftsinstrumente. Und das sind sie geblieben, auch wenn sie auf dem Massenmarkt in der Spielwarenabteilung verhökert werden. Computer sind Werkzeuge der Macht. Kinder und Jugendliche, die mit diesen Geräten umgehen, spüren diese Macht. Und es ist eben dieses Gefühl der Macht, das viele Erwachsene ängstigt. Gerade auch jene, die ihre Autorität aus Informations- und Wissensvorsprung beziehen, also Lehrer, Journalisten und andere Erzieher. Sie sehen auf einmal ihren traditionellen Herrschaftsanspruch - das ist die Herrschaft der Alten über die Jungen - ernsthaft gefährdet. Denn was Hänschen mit sieben im Handumdrehen lernt,

das lernt der fünfunddreißigjährige Hans nur noch mit großer Not oder eben überhaupt nicht mehr.

Wie Kinder ihre Muttersprache und - wenn sie in der entsprechenden Umgebung aufwachsen – eine zweite Fremdsprache erlernen, sind sie auch in der Lage, die Sprache des Computers und damit seine Funktionsweise zu erlernen. Vor allem dann, wenn sie mit den Geräten weitgehend eigenständig umgehen dürfen.

So hat der amerikanische Wissenschaftler Seymour Papert, der neben seiner Ausbildung zum Mathematiker auch bei dem Pädagogen Jean Piaget in die Lehre gegangen ist, die Programmiersprache LOGO entwickelt, mit der bereits Drei- bis Vierjährige spielen und malen können. (Ein kleines Dreieck wird - quasi als Zeichenstift - mittels einfacher und allgemein verständlicher Programmbefehle über den Bildschirm gelenkt). Papert geht davon aus, daß Kinder lernen können, Computer souverän zu benutzen, und daß das Erlernen des Computergebrauchs alle ihre Lernprozesse in einer Weise verändern kann, die weniger verordnend und dadurch weniger repressiv ist.

Lehrer, die an der Schule Informatik unterrichten, bestätigen die Beobachtung, daß Computer eine außergewöhnlich hohe Motivation bei den Schülern hervorrufen. »Meine Rolle«, so ein Hamburger Lehrer, »hat sich im Computerunterricht grundlegend verändert. Ich bin nicht mehr der allwissende Pauker, sondern bestenfalls der Koordinator und derjenige, der Hilfestellung bietet.« Allerdings ist das, was an deutschen Schulen als Computerunterricht verkauft wird, noch weit von der Papert'schen Vision entfernt. Anstatt die Kinder einfach ausprobieren zu lassen und sie in ihrer Fantasie zu unterstützen, werden sie mit schwerfälligen Programmiersprachen traktiert, mit denen sie dann bestenfalls ein Archiv für die eigene Schallplattensammlung entwickeln können.

Welche langfristigen Auswirkungen der Umgang mit dem Computer auf das menschliche Denken mit sich bringt, weiß derzeit niemand so recht zu sagen, auch nicht der vielzitierte Bremer Informatik-Professor Klaus Haefner. Der beschränkt seine Antwort auf ein knappes, aber fundiertes: »Nobody knows«. Anzunehmen ist jedoch, daß die »computer literacy« nicht viel mehr ist als eine neue Kulturtechnik. Daß sich dabei die Art unseres Denkens verändert, der Begriffshorizont erweitert (genauso, wie beim Erlernen einer Fremdsprache, beim Telefonieren und Autofahren), ist selbstverständlich.

Spätestens seit David Lightman in dem Film »War Games« die Welt an den Rand einer thermonuklearen Katastrophe geführt hat, um sie dann nach alter Hollywoodmanier doch noch davor zu bewahren, hat die Computergeneration ihren Helden. Spätestens seit diesem Zeitpunkt ist aber auch klar, daß die Halbwertszeit von Science Fiction mit jedem Tag kürzer wird. Denn nur wenige Wochen nach der Premiere dieses Films (KONKRET 11/83) ist auf der Titelseite der »Herald Tribune« die Schlagzeile zu lesen: »FBI Raids Homes of Teen-Age Computer Buffs«. Neben einem Foto von drei unschuldig dreinblickenden Knaben ist von einer Großrazzia die Rede, in der ein Heer von Bundesagenten die Kinderzimmer von mehr als einem Dutzend Jugendlicher aufräumte: auf der Suche nach elektronischem Beweismaterial. Den Kids werfen sie vor, mit Hilfe von Heimcomputern in die Datenbanken großer amerikanischer Unternehmen und des Verteidigungsministeriums eingedrungen zu sein. »Sie haben«, so das FBI, »dort Daten gefälscht und verändert und Botschaften hinterlassen.« Solche »Hacker« sind die Punks der Computerszene. Berauscht von der unbestechlichen Logik und der Geschwindigkeit der kleinen Rechner gehen sie auf Expedition in verkabelte Datenwelten. Im amerikanischen Wissenschaftsmagazin »Science« beschreibt ein 19jähriger Fummler seine »joys of hacking« so: »Ein Hacker zu sein, das ist manchmal, wie der Bebe Gott selbst zu sein. Man hat totale Kontrolle über den Computer. Beherrscht ihn vollständig, kann machen was Man will. Es gibt Leute, die bauen Dinge mit ihren Händen. Als Hacker baut man etwas mit dem Kopf - und läßt es dann frei laufen und sieht zu, was es anstellt. Das bringt ein fantastisches High. Man selbst hat etwas in die Welt gesetzt, das es noch nie zuvor gab und das - wenn man gut ist - auch sonst noch kein anderer geschafft hat. Wer kann einem 19jährigen in unserer Welt schon solch eine Gelegenheit bieten?«

Die meisten Hacker hauen nur aus Jux und Dollerei auf den Tasten der Maschinen herum, von denen die Industrie sagt, sie würden unser aller Leben verändern. Einige setzen der Schreckensvision eines totalen Kabelbabels aber auch bereits ihr bewußtes Chaos entgegen. Der Reiz des Verbotenen und die geheime Lust auf Subversion geben den heranwachsenden Spezialisten ein Gefühl der »kleinen Macht« gegenüber den Superapparaten der Mächtigen. Jaques Vallee, ein amerikanischer Computeringenieur erzählt in seinem Buch »Computernetze« (rororo) von einem Gespräch mit einem jungen Computerfreak, in dem er dem Jungen den oft genug beschriebenen Horror einer computerkontrollierten Zukunft nach Orwell'schem Muster ausmalt. Der Junge, so schreibt Vallee, ließ die Moralpredigt über sich ergehen und antwortete dann: »Über die Zukunft mache ich mir nicht die geringsten Sorgen. Wenn die Welt, die Sie beschrieben haben, wirklich kommt, Mann, dann soll sie doch! Ich kann sie viel schneller aus dem Gleichgewicht bringen als die Welt, in der wir jetzt leben!«

Konkret 01/84, S. 64

Werner Heine, Wau Holland

Konkret-Extra: Chip, Chip, Hurra
So wird »gehackt«

In einem Interview mit Werner Heine erklärt der Informatiker Wau Holland, wie man in fremde Computer eindringt und warum sich auch die Friedensbewegung etwas mehr um die Elektronik kümmern sollte

KONKRET: Wie funktioniert eigentlich der sogenannte Datendiebstahl?

Wa: Jeder Heimcomputer kann mit einem Modern an das Telefonnetz angeschlossen werden. Damit werden die Daten in Töne umgewandelt. Alle großen Firmenrechner hängen auch am Telefonnetz, und man kann sie einfach anrufen. Die Rechner, treue Diener ihrer Herren, heben ab, und dann kann man mit ihnen reden. Wenn man ihnen das Richtige sagt, tun sie alles.

KONKRET: Aber die Rufnummern von Firmencomputern stehen nicht im Telefonbuch. Wie kommt man da ran?

Wa: Viele Nummern kennt man eben und tauscht sie untereinander aus. Um unbekannte Anschlüsse aufzuspüren, gibt es eine einfache Methode. Zwischen zwei und fünf Uhr morgens schaltet man seinen Heimcomputer ans Telefon, und der wählt systematisch eine Nummer nach der anderen. Die meisten Menschen schlafen um die Zeit. Nach zweimaligem Klingeln wählt der Computer die nächste Nummer. Hebt jemand ab, legt der Computer auf, denn mit einem »hallo« kann er nichts anfangen. Empfängt er aber einen Pfeifton, dann entziffert er das als Begrüßungssignal eines Rechners. Er pfeift auf seiner Frequenz zurück. Ein Hacker schafft mit seinem Gerät in einer Nacht vielleicht 200 bis 300 Anrufe. Hundert Hacker schaffen entsprechend mehr. Am nächsten Morgen schaut man nach, ob eine neue Nummer gefunden wurde.

KONKRET: Und was macht man nun damit?

Wa: Da gibt es einmal die Möglichkeit, Daten zu verändern. Beispiel: Ein New Yorker Oberschüler hat für seine Schule über Computer einen LKW mit Getränken angefordert. Die Lieferung ist gekommen, aber weil der Schüler die Buchhaltung entsprechend manipuliert hatte, ist keine Rechnung ausgestellt worden.

Eine weitere Möglichkeit ist, den Rechner für sich arbeiten zu lassen, statt für seinen Besitzer. Das wird Wergeudung von Rechenzeit« genannt, und das ist zum Beispiel häufig mit den Rechnern der US-Streitkräfte gemacht worden. Es gibt mathematisch-analytische Programme, die einen Rechner einfach sehr intensiv beschäftigen. Er wird dann für andere Benutzer fürchterlich langsam. Das senkt den Nutzen für die eigentlichen - sagen wir militärischen - Aufgaben deutlich. Computerfreaks in den USA haben es geschafft, die Codes von Großrechnern zu knacken und sich in diesen Anlagen Rechenzeit zu reservieren für ihren persönlichen Bedarf.

KONKRET.- Merkt das der Besitzer des Computers nicht?

Wa: Er merkt es vielleicht daran, daß die Dinge von Mal zu Mal langsamer werden. Es gibt da zum Beispiel das Spezialprogramm »Krebs«. Dieses Programm nistet sich im Inneren des Betriebssystems ein, wenn man es schafft, es dahin zu bekommen. Dieses Programm prüft zunächst, ob von sich selbst schon Duplikate im System vorhanden sind. Wenn das nicht der Fall ist, verdoppelt es sich sofort und nistet sich an anderen Stellen ein. Dieses Programm schläft beim Normalbetrieb. Nur von Zeit zu Zeit wird es aktiv und nimmt an irgendeiner Stelle im System nach dem Zufallsprinzip eine Änderung vor. Das bedeutet, daß der Rechner langsam, ganz langsam krank wird, bis überhaupt nichts mehr geht und der Rechner steht. Dann muß das ganze System neu gestartet werden. Aber wenn noch irgendwo im System eine einzige Kopie dieses Programms vorhanden ist, beginnt der Prozeß von vorn.

KONKRET: Ist denn theoretisch denkbar, daß ein Hacker von außen in einem Rechensystem der Bundeswehr ein solches Programm einpflanzen könnte?

Wa: Was heißt denn bei der Bundeswehr »außen«? Da werden die Menschen doch gezwungen reinzugehen. Und auch die Sicherheitsüberprüfung durch den MAD ist mit Sicherheit nicht perfekt.

KONKRET: Wie kommen die Hacker eigentlich an die Paßwörter, mit denen sie Zugang zu fremden Computern erhalten?

Wa: Da ist zunächst das, was der Hacker Cheshire Catalyst aus New York *social engineering* nennt. Man muß sich in die Verhaltensmuster seiner Partner reindenken. Man ruft zum Beispiel bei einer Firma an und fragt: Habt ihr euer Codewort etwa geändert? Und da antwortet dann vielleicht einer: Nö, das ist immer noch Schneewittchen. Das zweite ist der Austausch mit Menschen, die auch damit rumspielen. Da wird man schnell feststellen: Jeder, der mit' solchen Systemen arbeitet, ist ein potentieller Hacker. Denn welcher kleine Angestellte an einem Buchungssystem ist nicht daran interessiert zu wissen, was sein Chef verdient? Und dann braucht man natürlich viel Phantasie und muß halt rumprobieren. Manchmal schafft man es ja auch, einem Benutzer bei der Arbeit zuzusehen. Eine Schulklasse aus New York besichtigte eine Polizeistation. Ein Schüler merkte sich, was ein Polizist in den Computer eingab und machte das zu Hause mit seinem

Heimcomputer. Er landete schließlich im Fahndungsprogramm und gab dort die Daten seiner Lehrer ein - als intellektuelle Mörder. Der Schüler bekam dann Besuch vom FBI, weil er über seinen Erfolg nicht schweigen konnte.

KONKRET: Was ist am Hacken so reizvoll?

Wau: Zu Anfang ist es die technische Faszination. Aber wenn man die Regeln dieser Systeme drauf hat, kann man auf Deubel komm raus mit dem System treiben, was man will. Das ist für mich eine Definition des Hacking. Ich denke an folgendes Beispiel: Eine Kompanie Bündeswehrsoldaten marschiert durch eine Stadt. Ein Freund von mir, der die Rituale bei der Bundeswehr kennt, steht am Straßenrand und brüllt plötzlich »rechts um!«. Die Soldaten reagieren wie dressiert, und alles stolpert übereinander. Das ist Hacking.

KONKRET: Das klingt nach Rache aus Frustration. Sind Hakker frustrierte Programmierer?

Wau: Das schließt sich aus. Hacking ist eine schöpferische Tätigkeit. Mein Beispiel könnte - übertragen auf die Ebene der Computer - so aussehen: Da sitzt jemand vor seinem Terminal, und plötzlich erscheint auf dem Bildschirm die Zeile: »Bitte, gib mir ein Plätzchen.« Gleichzeitig stellt das Gerät die Arbeit ein, nichts läuft mehr. Nach vielen vergeblichen Bemühungen gibt der Mann schließlich ein: »Ein Plätzchen.« Auf dem Schirm erscheint die Antwort: »Danke, mhm, das hat gut geschmeckt.« Und das Programm läuft wieder. Eine aufwendige Prüfung des Programms ergibt später, daß die Störung nicht zu beseitigen ist, ohne das Programm selbst zu zerstören.

KONKRET: Ist das ein realer Fall?

Wau: Das berichtet R. A. Wilson in seinem Buch »Das Universum nebenan«. Genauso wie den Fall im CIA, wo ja auch mit großen Rechnern gearbeitet wird. Da erscheint eines Morgens auf allen Bildschirmen des Systems der Satz: »Die Regierung stinkt«. Der Rechner steht, das System muß neu hochgefahren werden. Niemand findet heraus, woran das liegt. Das wiederholt sich in großen Zeitabständen, bis einer auf die Idee kommt, einzugeben: »Völlig richtig«. Darauf erscheint auf dessen Bildschirm: »Sie haben die Lösung gefunden. Ab sofort sind Sie Mitglied der Geheimgesellschaft 'Die Unsichtbare Hand' Einer unserer Agenten wird sich in Kürze mit Ihnen in Verbindung setzen.« Das System läuft weiter, als wäre nichts gewesen.

Nun könnte man denken, die Unsichtbare Hand wäre nur die Idee irgend eines Programmierers. Aber dann hört man von Briefen, die US-Bürger erhalten. Darin steht: »Herzlichen Glückwunsch! Sie gehören zu den glücklichen Hundert, denen sämtliche Kreditkarten-Schulden erlassen worden sind.« Nachforschungen ergeben, daß über die Empfänger dieser Briefe keine Informationen mehr in den Datenbanken der Kreditkartenfirmen vorliegen.

KONKRET: Kommt also alle Macht aus den Computern?

Wau: Ich habe hier einen tragbaren Elektronenrechner. Dafür habe ich ein Programm für U-Bahn-Kontrolleure geschrieben. Wenn mich einer in der U-Bahn kontrollieren will, dann will ich nicht nur seinen Dienstausweis sehen, sondern hole dieses Gerät raus und tippe seine Dienstnummer ein. Das Gerät sagt ihm nichts, aber er hat Vorstellungen von der Macht der Computer, und deshalb hat er Angst. Ich kann in dieser sozialen Situation - Kontrolleur gegen mich - den Spieß umdrehen.

Viel mehr Spaß macht es mir aber, Macht ad absurdum zu führen, nicht, mich als neuen Machthaber hinzustellen. Das ist viel entscheidender. Das Ergebnis ist dann Chaos. Ein früher Hacker, wenn auch ohne Computer, war Schwejk. Er hat den Militärapparat chaotisiert, zum Beispiel, indem er dafür sorgte, daß kriegswichtige Güterwagen nach Wien gelangten. Auf die Frage, was das solle, hat er gesagt: Dann werden sie halt dort gebraucht. Ich halte es für sinnvoll, die militärischen Ressourcen für friedliche Zwecke einzusetzen. Das kann man über das Mittel Computer machen.

KONKRET: Fällt Dir dazu ein Beispiel ein?

Wau: Es kann doch passieren, daß C&A 100.000 Hemden an die Bundeswehr liefert, weil eine Bestellung vorliegt. Aber die Bundeswehr weiß von dieser Bestellung gar nichts, und dann werden die Hemden eben verramscht. Dann tragen die Leute aus der Alternativszene olivgrünes Zeug, weil das so billig ist, zu friedlichen Zwecken. Vielleicht aber auch auf militanten Demos, je nachdem.

Nimm einen anderen Fall. Offiziere in Bundeswehreinrichtungen betreiben dort auf großen Computern ihre privaten Geschäfte - Häuserverwaltung oder Verwaltung kleiner Firmen - und zahlen auch Wehrpflichtigen ein entsprechendes Salär, wenn sie dabei helfen. Diese Anwendung von Bundeswehrrechnern kann man nur unterstützen. **KONKRET**: Bei der sogenannten Computer-Kriminalität ist das meiste nie bekannt geworden. Da wissen oft nur ein paar Eingeweihte, daß es eine - sagen wir - nicht vorgesehene Benutzung von Rechnern und Programmen gab.

Wau: In den meisten Fällen, die mir bekannt geworden sind, wurde aus persönlichen Motiven gehandelt, zum Beispiel Bereicherung. Da haben sich Leute Geld auf ihr Konto überwiesen.

KONKRET: Gibt es nicht eine so hohe Dunkelziffer, weil der »Geschädigte« fürchtet, daß eine Bekanntmachung des »Einbruchs« in sein Datensystem Nachfolgetäter anregt?

Wa□: Das ist richtig. Es gibt zum Beispiel beim Fernmeldetechnischen Zentralamt Darmstadt eine Arbeitsgruppe, die ausschließlich damit beschäftigt ist, die illegalen Einbauten in das Telefonnetz aufzuspüren und zu entfernen und die Methoden der illegalen Veränderungen daran zu dokumentieren. Deren Arbeitsberichte hätte ich gern.

KONKRET: Was ist eigentlich der Einbruch in eine Datenbank gegen den Besitz einer Datenbank?

Wa□: Das Wort von Brecht stimmt auch so. Allerdings, der Besitz von Software schützt nicht gegen den Gebrauch durch Dritte. Wer ein Auto in der Garage hat, hat das Auto in Besitz, das kann man ihm nicht wegnehmen. Das ist auch schwierig, weil eine Garage drumherum ist, und weil es etwas wiegt. Mit Programmen ist das anders. Die sind einfach duplizierbar wie ein Tonband oder eine Kassette. Der »Bestohlene« merkt von dem »Diebstahl« nichts, weil das Programm nicht weg ist. Es ist ja nur doppelt da.

KONKRET: Und es ist weder beweglich, noch ist es eine Sache. Diese Merkmale gehören zum Tatbestand des Diebstahls.

Wa□: Gut, das sind juristische Feinheiten. Da ist noch eine Gesetzeslücke, aber die wird schon gestopft werden. Neue Methoden, neue Gesetze - das hat bisher noch in jedem Staatswesen funktioniert.

KONKRET: Würdest Du es für gerechtfertigt halten, wenn Leute, die sowas können, Computer für den Frieden einsetzten, zum Beispiel, indem sie mit einem sehr hohen Schaden für die Regierenden drohen, wenn die Raketen nicht verschwinden?

Wa□: Der Haken liegt darin, daß hinter solchem Vorgehen dieselbe Denkweise steckt wie bei den Stationierern - Abschreckung: Wenn ihr die Raketen stationiert, dann werden wir diese Gesellschaft unregierbar machen.

KONKRET: Der Vergleich ist nicht ganz richtig. Denn daß die Raketen zur Abschreckung dienen sollen, ist nur das Märchen für die Bevölkerung. Die Raketen sind zur Kriegführung da.

Wa□: Jedenfalls wird mit ihnen gedroht, und ich halte es für falsch, mit einer Drohung zu erwidern. Ich halte es für notwendig, etwas zu tun, aber die Drohung damit für überflüssig.

Wau Holland, 32, Studium von Politik, Elektrotechnik Informatik, Mathematik, stud. bruch, Dr. h(a) c(k), mehrjährige Programmiererfahrung, Verkauf von Textsystemen

Konkret 01/84, S. 68

Öko-Tips

Strom-Partisanen

Robin Wood und Freunde haben sich etwas Neues im Kampf gegen sauren Regen einfallen lassen: Durch Kündigung von Daueraufträgen und Einzugsermächtigungen sowie »phantasievolle Zahlungsweisen« wollen sie die Energie-Versorgungsunternehmen zwingen, endlich Filteranlagen in ihre veralteten, umweltverschmutzenden Kraftwerke einzubauen. Mit dieser völlig legalen und einfachen Aktion ist bereits in Amsterdam ein Elektrizitätsunternehmen zum Ausstieg aus der Kernkraftproduktion gezwungen worden. Die Tips und Tricks der »Zahlungs-Partisanen« gibt es bei Robin Wood, Postfach 102122, 2800 Bremen 1

Lachsboykott

Greenpeace hat zum Kauf-Boykott des norwegischen Lachses aufgerufen, weil die Norweger allein 1984 über 630 Zwergwale abschlachten wollen. Neben der Sowjetunion und Japan sind vor allem die Skandinavier an der Ausrottung der Wale beteiligt. 240 000 Mark lassen sich jetzt die norwegischen Lachsverarbeiter eine Werbekampagne kosten, um ihren Fisch verstärkt in der Bundesrepublik abzusetzen.

Nötig ist das. In Amerika hat der Boykottaufruf von Greenpeace bereits gewirkt: Der Lachsabsatz stagniert, und die Geschäfte laufen schlecht für die Norweger. Informationen gibt es bei Greenpeace, Hohe Brücke 1, 2000 Hamburg 11, Telefon 040/37 33 44

Lackmeieresen

Vor sorglosem Umgang mit chemischen Farben warnt das Umweltbundesamt in Berlin: »Die gewöhnlichen Lacke, die auch im Hobby- und Haushaltsbereich eingesetzt werden, enthalten durchschnittlich 50 Gewichtsprozent Lösemittel, darunter gesundheitsgefährdende Stoffe wie Xylon, Tuluon, Trichloräthylen sowie andere chlorierte Kohlenwasserstoffe«.

Wie häufig diese Mittel in Haushalten verwendet werden, zeigt die Umweltbelastung durch diese Produkte: Laut Umweltbundesamt stammt fast ein Fünftel aller in die Umwelt gelangenden giftigen Kohlenwasserstoffe von Lacken, Lackverdünnern und Pinselreinigern.

Für fast alle synthetischen Anstreich- und Lackprodukte gibt es ungiftige Alternativen. So stellen die Firmen »BioFa« und »LIVOS« seit Jahren Wandfarben und Lacke aus natürlichen von der Umwelt abbaubaren Substanzen her. Die Produkte sind frei von chemischen Zusätzen, Stabilisatoren und Konservierungsmitteln. Die Wandfarben (weiße und farbige Naturharz-Dispersionsfarbe)

für Innenräume bestehen aus rein pflanzlichen Binde- und Lösungsmitteln, aus Zitrusdestillaten, Kreide, Talkum und weißen Holzmehlen.

Für Holz und Metall gibt es Universallacke, die durch **Strei**chen, Spritzen oder Rollen verarbeitet werden können. Auch für die Heizkörper und den Fußboden gibt es Lacke aus natürlichen Substanzen.

Die elektrostatische Aufladung der Farben ist gering, die Pflanzenöle duften beim Verstreichen angenehm. Kopfschmerzen und Hüsteln gibt es bei der Arbeit nicht mehr. Während die synthetischen Lacke die Oberflächen mit einer Kunststoffschicht luftdicht abschließen, lassen Naturlacke das gestrichene Material noch atmen.

Mit den Destillaten aus Zitrusfrüchten und aus Nadelhölzern oder aus pflanzlichem Alkohol können die Farben verdünnt und die Pinsel gereinigt werden.

Einen Nachteil haben die Naturanstriche: Sie trocknen langsamer als die synthetischen Farben mit ihren chemischen Schnelltrockensubstanzen. Die Farbschicht muß deshalb zwei- bis dreimal aufgetragen werden, wobei jede Farbschicht durchschnittlich 36 Stunden Trockenzeit benötigt.

Wer natürliche Lacke und Farben kauft, sollte sich ausführlich über die Verarbeitungsmethoden informieren. Die Firma »LIVOS« hat zum Beispiel für alle ihre Produkte Technische Werkblätter mit Verarbeitungshinweisen herausgegeben. In einigen Städten gibt es bereits Malerbetriebe, die sich auf die Verarbeitung dieser Materialien spezialisiert haben. Die örtlichen Handwerkskammern können da Auskunft geben. Die Farben gibt es in Läden mit biologischen Baustoffen. Die Anschriften von Verkaufsläden sind bei den Herstellern erhältlich.

»LIVOS-Pflanzenfarben« Neustädter Straße 23, 3123 Bodenteich, Telefon 05824/1088

»BioFa Naturfarben GmbH«, Hauptstraße 14, 7325 Boll, Telefon 07164/4825

Ökomulti

Wenn es nach Frohmut Menze, dem Ortsvorsitzenden der Grünen im badischen Lichtenau, ginge, sähe die Welt in einem Jahr ganz anders aus: »Demokratische Arztpraxen, zuverlässige Architekten, gute linke Anwaltsbüros, Baukollektive, Heizungsbau, Sanitärbetriebe - alle zusammen - könnten hier und heute anfangen, die 'andere Gesellschaft' ökologischer, demokratischer, menschlicher aufzubauen«.

So will es Frohmut. In einem Aufruf an alle alternativ Produzierenden, Handelnden oder Denkenden appelliert er an die ökonomische Vernunft der ökologischen und linken Szene. Ein bundesweiter Kongreß soll alle Einzelinitiativen in einen Ökomulti zusammenführen. Gerechnet wurde bereits: Das Startkapital von einer Milliarde Mark soll über eine »alternative Kreditgemeinschaft« bereitgestellt werden. Wenn nur die Hälfte aller Grün-Wähler den linken Managern einmalig je 1000 Mark »gegen Zins und Sicherheit« zur Verfügung stellt - so ein Rechenexempel der alternativen Berliner STATTwerke -, könnte eine »Gegenmacht innerhalb dieses Sytems« aufgebaut -werden.

Wer einen Tausender übrig hat, kann sich bei Frohmut Menze, Waldstraße 17, 7565 Lichtenau-Scherzheim, Telefon 07227/4349 melden.

Verkehrter Verkehr

Einfach ist es nicht, sich gegen die gigantischen Straßenbauprojekte zu wehren, die ganze Landschaften, Dörfer und Städte zerstören. Bei der BBU-Verlagsgesellschaft in Bonn erschien jetzt das Buch »Beton und Asphalt - Straßenbau, Umweltzerstörung, Alternativen«, herausgegeben vom Freiburger Öko-Institut. Das >Bürgerhandbuch« informiert nicht nur über die Geschichte des Straßenbaus, sondern gibt auch konkrete Tips, wie sich Bürger gegen »verkehrte Verkehrsmaßnahmen« wehren können. Außerdem werden anschaulich Alternativen zur Auto-Verkehrsplanung beschrieben.

Das Handbuch gibt es beim bbu-Versand, Friedrich-Ebert-Allee 120, 53 Bonn 1. Die 240 Seiten kosten 16,80 Mark.

Waldcomic

Die Karikaturistin Marie Marcks hat die Bildgeschichte »Wer hat dich, du schöner Wald ... « gezeichnet, in der will eine Schulklasse mit ihren Lehrern den sterbenden Wald retten. Was den Schülern und den Lehrern im Wald und in der Schule so alles passiert, hat Marie Marcks witzig aufgespießt. Der Schluß der Geschichte ist zu schön, um wahr zu sein: Die Schüler siegen gegen die »Obrigkeit«, gegen den Schulrat, den Stadtrat und die Kernkraftbetreiber. Ein lehrreiches Öko-Bilderbuch, nicht nur für Kinder.

»rororo rotfuchs«, 5,80 Mark

Konkret 01/84, S. 70

Karl Kessler

Um die Wurscht

Der Beitrag zum weihnachtlichen Festessen: »Wat gibt et nich als wie Currywurst«

Es begann mit diesen total chiffrierten Kurzformeln, die schon den Charakter eines nie zu knackenden Codes haben, der auch nie und nimmer Kommunikation werden will:

»Einmal mit! «

»Extrascharf?« »Normal!«

»Mitnehmen oder hieressen?«

»Hieressen!«

»Ssweiachsig und ne Appetit! «

Der kommt nicht, der Appetit. Denn was schon nicht so klingt wie ein schwarzes *truffe du jour* von Sprüngli, schmeckt auch nicht so. Schließlich geht es hier auch nur um Currywurst mit *Pommes frittes* - gesprochen wie geschrieben -, und die schlingt man sich seit Beginn der sechziger Jahre in West-Berlin und anderswo hinein. Und weil es die Currywurst gibt, gibt es auch ein Lied auf sie. Herbert Grönemeyer, sehr blonder Jungmann aus Pertersens »Das Boot«, gröhlt und haucht es in einem Slang, bei dem die Berliner das Schütteln und die Leute aus dem Pott warme Füße bekommen. Er lobt sie weniger, die Currywurst, als daß er ihre Funktion beschreibt:

Gehse inne Stadt, / wat macht dich da satt, / ne Currywurst. / Kommse vonne Schicht, / wat Schönret gibt et nich, / als wie Currywurst / mit Pommes dabei. /Ach, dann gebense gleich zweimal Currywurst. / Bisse richtig down, / brauchse wat zu kaun, / ne Currywurst. / Willi, komm geh mit, / ich krieg Appetit / auf Currywurst.

Undsoweiterundsoweiter bis hin zu den Versen: »Ker scharf ist die Wurst, Mensch dat gibt n Durst, die Currywurst«: »Das ist es dann auch. Das beste an der Currywurst ist für nicht wenige der Durst, den sie stiftet. Sie ist letztes Relikt jener Würstchenkultur, die besonders die Berliner Imbißstände im vergangenen Jahrhundert so berühmt wie berüchtigt gemacht hat. Sie ist Überbleibsel einer kulinarischen Subkultur, die ihre Fortschreibung gefunden hat in den sterilen Wartehallen der industriellen Schnellimbiß

Companys.

Am Anfang: Die Bockwurst Angefangen hat es in Berlin vor gut hundert Jahren mit der Bockwurst. Obwohl ernsthafte Quellen behaupten, daß es sich dabei um eine Wurst handle, die um Fronleichnam herum zum Bockbier gegessen wurde, bleiben die lokalpatriotischen Chronisten beharrlich bei einer anderen Geschichte: Sie soll von einem Fleischermeister Löwenthal in der Friedrichstraße, Ecke Krausenstraße, erfunden worden sein und während einer großen Bockbierfete beim Gastwirt Richard Scholz den schon reichlich trunkenen Studenten, die dort das starke Bockbier in sich hineingossen, offeriert worden sein. Die bis dahin Namenlose wurde so zur Bockwurst. 1896 wurde die millionste ihrer Art gar auf der Gewerbeausstellung in Berlin vorgestellt. Fortan nahm die Berliner Würstchenkultur ihren Gang durch die Kochtöpfe und Wärmekessel, die sich die Wurschtmaxen vor den Bauch schnallten, um - so will es die Legende weiter - vor allem die Nachtschwärmer mit frischer, heißer Dampfwurst bedienen zu können. Doch von denen allein hätten die Wurstmaxen und die späteren Imbißstände kaum leben können.

Erste Abschweifung: Ein Kind hält den Mund

Das Prinzip des Schnellimbisses ist entstanden in Kasernen und Fabriken. An beiden Orten wird aus einsichtigen Gründen die Speisegewohnheit fremdbestimmt. Der Zwang, in der Kantine essen zu müssen, ist in den Bedingungen des industriellen Produktionsprozesses begründet. Das Essen selbst, seines immer auch rituellen Charakters nahezu vollkommen entledigt, ist durch die Art der Ausgabe, durch die zur Verfügung stehende Zeit, vollkommen auf das Moment der Nahrungsaufnahme beschränkt. Der Mensch, im Produktionsbereich zum Energieverbrauch angehalten, wird in der Kantine der Energieaufnahme zugeführt. Er hat sie in bestimmter Zeit zu tanken. Nur zwangsläufig, daß das Essen kulinarische Bedürfnisse des je einzelnen außer acht läßt, weil sich die Herstellung des Essens an eben den gleichen Prinzipien orientiert wie etwa die Herstellung der Suppenschüssel selbst.

Die Rationalität der Produktionsabläufe findet sich wieder in den Normen bei der Aufnahme des standardisierten Essens - bezeichnenderweise haben sich Kantinen für Offiziere und das Führungspersonal von Produktionsstätten immer in der ursprünglichen Form des Restaurants erhalten. Wer schnell essen muß, hat den Mund immer voll. Wer den Mund immer voll hat, hat nichts zu sagen. Essen ist sich selbst genug. Kartoffeln sind gesund, ein Kind hält den Mund.

Der Schnellimbiß an innerstädtischen Verkehrsknotenpunkten ist die konsequente Fortsetzung der Kantine in die Alltäglichkeit hinein. Anders als in der Fabrik, anders als in der Kantine begegnen sich hier nur Fremde, die in Blitzeseile abgefüttert werden wollen: *»Mensch, eh der Wurscht sacht, ha ick se schon verdrückt.« So* soll es sein. Gastlichkeit darf nicht aufkommen. Wer das Gespräch mit Wirt oder Wirtin sucht, behindert den Verkehr.

Schnellimbisse machten sich immer gut in Berlin. In einer der unsäglich lobenden, mit dem rechten Wir-Berliner-Gefühl ausgestatteten Bände aus den 50er Jahren heißt es (der erste Satz ist nicht ganz wörtlich zu nehmen): »Der Berliner ist ein passionierter Straßenesser. Es schmeckt ihm nicht nur am gedeckten Tisch, auch mit dem Papptablettchen in der Hand und stehenden Fußes vermag er zu genießen, was der Augenblick ihm bietet. Dringt ihm von irgendwoher der pikante Schaschlikduft in die Nase, so ist er kaum zu halten. (...) Das neumodische Schaschlik hat der traditionellen Bockwurst aber keinen Abbruch getan. Sie ist noch so beliebt und begehrt wie eh und je.« Noch. Denn nur wenige Jahre später - Warhol, Oldenburg und Lichtenstein hatten Hot dog und Hamburger schon als den A *merican way of food* in ihren Tableaux der Kritik ausgesetzt -, mit dem Beginn der sechziger Jahre, tauchte die Bockwurst in ganz neumodischem Gewande auf: als Currywurst. Statt die Wurst im Wasser, besser noch im Dampfbad, zu erhitzen, wird sie nun auf dem Rost gebraten. Statt sie mit einem Klecks Senf auf einem Pappteller anzubieten, wird sie in kleine Häppchen zerschnitten, mit einer gallertartigen roten Sauce übergossen und dem Schnellimbißler nebst einer winzigen Plastikforke zum Verzehr gereicht, auf daß der sich die Schnauze an der scharfen Sauce verbrenne. Die Currywurst muß heiß sein, scharf sein, und das Fleisch darf dann nicht mehr geschmeckt werden. Erst dann ist sie gut. Gegessen wird sie im Stehen, aufgepiekst mit der Plastikgabel, und da es immer reichlich Sauce hat, leistet man sich selbstverständlich als Beilage mindestens eine Schrippe, besser noch Pommes - gesprochen wie geschrieben.

Was man da auf dem Teller liegen hat, ist so genau nicht bestimmbar. Immerhin hat es die Wurstmacherkunst soweit gebracht, eine Currywurst ganz ohne Pelle herzustellen. Wie dieses Gemisch dennoch auf dem heißen Grill zusammenhält, ist leicht zu erraten: Viel Fleisch darf es nicht enthalten. Die Wurst ist dann auch bei der Currywurst zwar notwendig, aber letztlich doch nebensächlich. Alles, was zählt, ist die Sauce. Curry vor allem. Viel und scharf.

Es mag Zufall sein, daß just zu der Zeit, da Currywürste auf dem Markt auftauchten, in der Bundesrepublik plötzlich auch VW Käfer mit amerikanischen Stoßstangen angeboten wurden, doppelreihig, mit imposanten Hörnern. Was am Chevi schon immer so scharf gemacht hatte, klebte plötzlich auch am Käfer. Der VW - andere als den gab es da noch nicht - selbst blieb unverändert. Aber er machte ob der verchromten Ornamente plötzlich ganz schön was her.

Die Bockwurst als Volkswagen der Berliner Imbisse. Die Bockwurst mit Currysauce als Currywurst - so hat es angefangen. Es lohnt sich, das glitschige Ornament auf der Wurst und um die Wurst herum auf dem Pappteller näher abzuschmecken.

Zweite Abschweifung: »Scharf ist die Wurst«

Curry ist ein Gewürz, das nirgends wächst. Die Bezeichnung Curry stammt wahrscheinlich von dem südindischen Tamilwort *kari*, das Sauce bedeutet. Heute ist es der Sammelbegriff für fast jedes scharf gewürzte Gericht, das aus dem Fernen Osten stammt. Da es allein in Indien Hunderte von verschiedenen Curryarten gibt, besagt die Bezeichnung eigentlich gar nichts. Das, was man in Europa als Currypulver erhält, wurde für Europäer erfunden. Denn Currypulver gilt als komplette Würze für »Curry«, aber da die Rezepte für Curry variieren, variieren auch die Rezepte für Currypulver. Ein Standardrezept gibt es nicht.

Das Currypulver selbst kann aus der Kombination von mindestens den folgenden Gewürzen und Beigaben bestehen: Schwarzer Pfeffer, Chilifpfeffer, Gewürznelken, Zimt, Kardamom, Koriander, Kreuzkümmel, Curryblatt, Bockshornklee, Ingwer, Muskatblüte, Muskat, Piment, Senfsamen, Kurkuma, Mohnsamen, Linsen, Zwiebel, Knoblauch, Salz, Tamarinde, Limonelle, unreife Mangos, Senföl, Kokosnuß, Lichtnuß, Zitronengras, Galgant, getrocknete Garnelen, Rohzucker.

Die wichtigsten Bestandteile sind Kurkuma (Gelbwurzel), ein dem Ingwer verwandtes Wurzelgewürz, Chilipfeffer und Piment. Die beiden letzteren geben die Schärfe, das erstere die Farbe. Currypulver gehört nach bundesdeutschen Regeln seit 1964 zu den Gewürzzubereitungen. Diese können - anders als die Gewürzmischungen - auch andere als pflanzliche Bestandteile erhalten. Der Anteil an reinen Gewürzen, so besimmt es die Deutsche Industrienorm (DIN) unter der Nummer 10 203, darf bei Currypulver nicht unter 85 Prozent liegen. Nach dieser Norm ist Currypulver eine Gewürzzubereitung aus Kurkuma, Pfeffer, Paprika, Chili, Ingwer, Koriander, Kardamom, Nelken, Piment und Kombinationsstoffen wie Hulsenfruchtmehl, Stärke, Dextrose und Kochsalz. Der Kochsalzanteil darf höchstens fünf Prozent betragen.

Der Gipfel der Leckerheit sind die fix und fertigen Currywurstsaucen, die man literweise in jedem Lebensmittelladen erhalten kann: »Kalt oder heiß serviert, eine köstliche Spezialität, komponiert aus klassischen Gewürzen ostasiatischer Küche. Curry-Ketchup ist speziell für südländische und exotische Speisen sowie für Reis und Geflügelgerichte, Brathähnchen, Pommes frites, Fisch, Fleisch und besonders zu Bratwurst zu empfehlen. Zutaten: Tomaten, Saccharose, Äpfel, Curry, Kohlenhydrate, Salz, Essig und verschiedene Gewürze (...) in veränderlichen Gewichtsanteilen.«

Verschiedene Gewürze in veränderten Gewichtsanteilen: Ein Narr, der an einem Imbißstand fragen wollte, was denn da glitschig-schmatzend aus der Plastikflasche auf die Wurst geplempert wird.

Dritte Abschweifung: Von der Currywurst zum Döner Kebab

Mittlerweile gewinnt ein anderes Gericht gegenüber der Currywurst an Boden: Döner Kebab. *Kebab* ist das häufigste Wort der türkischen Küche, von der die Kenner behaupten, daß sie zwar abwechslungsreich und befriedigend sei, es aber an Raffinement natürlich nicht mit der französischen oder, im islamischen Raum, mit der marokkanischen Küche aufnehmen könne.

Kebab ist grundsätzlich erst einmal ein Lammbraten mit Zwiebeln, Pfeffer, Eiern und Reis. Ein Kebab kann aber auch ein Gericht mit Rind- und Hammelfleisch sein, und schließlich, um die Konfusion vollständig zu machen, fallen unter Kebab auch einige Rezepte aus Hackfleisch, die eigentlich *Köfte* heißen müßten.

Einfacher ist es mit *döner.* Das ist ein Drehspieß. *Döner und Kebab* geben zusammen dann allerdings nicht nur einen Spießbraten. Döner Kebab ist ein fertiges Gericht: für die Hand, aus der Hand zu essen.

Es schmeckt einfach ganz gut. Unwissende könnten es als einen Hamburger á la turc ansehen. Denn das Aufbauprinzip ist annähernd dasselbe. In das aufgeschnittene Viertel eines Fladenbrotes (Pider) wird fein geschnittenes Fleisch von einem senkrecht stehenden Drehspieß gelegt. Das Ganze wird mit Salaten und Gemüse garniert.

Der Unterschied: Das Fleisch ist auch Fleisch, das Brot ist auch Brot, die Salate und das Gemüse sind frisch, die Verhältnisse ihrer Mischung bestimmt der Kunde. Die Zubereitung dauert schon ein bißchen. Kommen zu viele gleichzeitig auf den Appetit, muß man warten. Denn das geschichtete Fleisch - die Mischung liegt im Gusto dessen, der da schlichtet - will langsam durchgebraten sein, macht vorsichtige feine Schnitte am gestürzten Fleischkegel erforderlich. Dem Gast wird die Speiseherstellung vorgeführt, so zelebriert wie ein Appetitanreger.

Hat man sein Döner erst einmal in der Hand, kann man verweilen, sich in die nicht gerade anheimelnde Atmosphäre türkischer Imbißstuben einlassen: Musikbox, Flipper, Coca-Dosen und Poster der Turkish Airlines.

Man kann aber auch auf die Straße treten und sich aus dem Pider das herauspicken, was man am meisten mag, kann das Essen begreifen, die Finger abschlecken, sich jene Lust verschaffen, die Essen zum gierigen Fressen werden läßt.

So ein Döner Kebab ist nicht ohne: Einer Westberliner Boulevardzeitung war es eine Schlagzeile auf der Schürze der Montagsausgabe wert, daß eine Rentnerin am Imbißstand erstickt war:

Die 67jährige Dame - »Herzhaft hatte Frieda P. in die türkische Spezialität gebissen (gegrilltes Rind- und Hammelfleisch in frischem Fladenbrot für 3.50 DM» - überlebte den Imbiß nicht, nachdem sie sich, aus welchem Grunde auch immer, verschluckt hatte.

Typisch? Aber gewiß doch. Daß sich eine 67jährige Frau durch Bockwurst, Erbsensuppe, Schaschlik, Brat- und Currywurst hindurchgegessen, sich trotz alledem einen lernfähigen Gaumen erhalten hatte und so zum Döner Kebab gefunden hat - das ist doch was.

Konkret 01/84, S. 76

Hans Peter Herbst

Musik: Unruhiges Requiem

Noch acht erfolgreichen Liedermacher-LPs bringt Walter Moßmann auf seiner neuen Platte unkonventionelle Töne

»Ein Sonntag im tiefsten Frieden/Die Bäume sind grün/Die Erdbeern blühn/Und die Nachbarin/Trägt schwer an ihrem Gebetsbuch/Es riecht nach Schweinebraten«

Mit solch fetter Idylle beginnt das »Unruhige Requiem«, das Walter Moßmanns neuer Platte den Titel gab. Gebrochen wird die Idylle dieses Sonntags durch eine jener Nachrichten, an die wir alle uns längst gewöhnt haben: ein Massaker auf einem der vielen Kriegsschauplätze dieses friedlichen Tages; diesmal, am 1. Mai 1983, in Nicaragua. Gegen Mittag klingelt bei Walter Moßmann das Telefon: Sie haben den Tonio erschossen. Es war im Norden von Nicaragua. Sie haben einen Bus angehalten. Dann haben sie alle vierzehn abgeknallt. Einer von den vierzehn war der Tonio.«

Der Arzt Albrecht Pflaum, den seine Freunde Tonio nannten, hatte in Freiburg studiert. Walter Moßmann kannte ihn seit zehn Jahren: aus Wohngemeinschaftsküchen, von Chile-Demonstrationen und aus dem gemeinsamen Kampf gegen das geplante Atomkraftwerk in Wyhl. Aus der Trauer um den toten Freund und der Wut auf die Mörder und ihre Auftraggeber entsteht das »Unruhige Requiem«: mehr als 20 Minuten lang, eine großangelegte Collage. Ironische Strophen über den bundesdeutschen Sonntagsfrieden wechseln sich ab mit Prosa-Texten, in denen Moßmann seine Erinnerungen an Tonio mit Gedanken über jene verknüpft, denen der Mord in Nicaragua nützt. Moßmann zitiert auch eines jener lateinamerikanischen Lieder, »an denen wir uns damals alle besoffen haben.«

Das vierte Element des »Unruhigen Requiems« stammt von dem Frankfurter Musiker Heiner Goebbels. Er montierte zu den Liedern und Texten eine Komposition aus Musik, Geräuschen und Original-Tönen. Das ist keine Illustration von Moßmanns Texten, sondern ein spannungsvoller und zum Teil widersprechender Kommentar.

»Unruhiges Requiem« ist der Versuch, den Widersprüchen etwa zwischen den »großen« politischen Zusammenhängen und den »privaten« individuellen Gefühlen mit einer musikalischen Methode gerecht zu werden, die vielfältiger und auch komplizierter ist als Moßmanns sonstige Produktion - einschließlich der Rückseite der neuen Platte. Sie enthält drei »konventionelle« Moßmann-Lieder, darunter die schöne »Romanze von der Johanna Arg«. Die geht, wie viele damals, im Juli 1830 nach Paris, aus dem miefigen Deutschland in den Staat, wo damals »die Freiheit das Volk führte«. Das Lied ist musikalisches Ergebnis der Vorarbeiten zu einem Buch, das Walter Moßmann zusammen mit Barbara James veröffentlicht hat. Sein Titel: »Glasbruch 1848. Flugblattlieder und Dokumente einer zerbrochenen Revolution«. Dort erfährt man beispielsweise, daß republikanische deutsche Handwerksgesellen in Paris einen Gesangsverein gründeten, aus dem 1852 ein »Deutscher Volksverein« hervorging. Zwei Jahre später entsteht daraus der »Bund der Geächteten«, von dem sich 1838 der Bund der Gerechten« abspaltet. Und der benennt sich 1847 um in »Bund der Kommunisten«. Ironisches Resümee: »Mit einem deutschen Gesangsverein in Paris hat alles angefangen.«

»Unruhiges Reqiuem«, Trikont-Schallplatte US-0113

»Glasbruch 1848«, Sammlung Luchterhand 462

Konkret 01/84, S. 78

Kulturnotizen

Mädchenhandel per Video

»1000 bildhübsche Mädchen suchen einen Partner« - mit diesem Slogan bietet die Video-Firma »Heeres Movie« einen ganz besonderen Service an: »Monat für Monat werden die hübschesten Solomädchen der Welt vorgestellt, Mädchen, die einen Freund, einen Partner fürs Leben suchen. Einen liebevollen Mann, dem sie zärtliche Lebensgefährtinnen und Kameradinnen zugleich sein möchten.« Vor allem Exotisches ist im Angebot: »Besonders bei Asiatinnen sind westliche Männer als Ehepartner sehr beliebt - und dies nicht nur wegen des Geldes ... « Bis zu hundert Mädchen und Frauen liefert die Fleischbeschau pro 60-Minuten-Kassette. »Für den ersten Kontakt« werden Adressen und englische Musterbriefe zur Verfügung gestellt. Außerdem liefert das Videoband Informationen über das Heimatland und »Behördengänge (für den Fall einer Blitzehe)«.

Urteil gegen Seyppel

Im Frühjahr ließ der ehemalige DDR-Schriftsteller Joachim Seyppel in der »Welt« verbreiten, Hermann Kant, der Vorsitzende des Ostberliner Schriftstellerverbandes sei ein geheimer Stasi-Offizier. »Obwohl man sich mit jeder Art Berührung ein bißchen schmutzig macht«, kündigte Kant daraufhin in einem KONKRET-Interview (Heft 5/83) an, sich notfalls juristisch gegen Seyppels Behauptungen zu wehren. Jetzt hat das Landgericht Hamburg sein Urteil gesprochen und festgestellt, daß die Vorwürfe unwahr seien. Dem Springer-Verlag und Seyppel wird untersagt, sie in Zukunft zu wiederholen.

Zu politisch

Klaus von Bismarck, der Chef der Goethe-Institute, hat an die Adresse der CSU versichert, die deutschen Kulturhäuser im Ausland wollten nicht zu PR-Organen der Bundesregierung verkommen. Vielleicht erinnert er auch mal seinen Mann in Sydney daran, daß die Goethe-Institute das ganze gesellschaftliche Spektrum der Bundesrepublik repräsentieren sollen. In der australischen Metropole läuft zur Zeit eine Ausstellung deutschsprachiger Weihnachtskarten - und selbst das kann brisant werden. Die hier gezeigte Karte wurde von der Leitung des Goethe-Instituts von der Schau ausgeschlossen. Begründung: »Zu politisch für uns.«

Was Kohl gerne sieht

Helmut Kohl gibt über seinen Fernsehkonsum zu Protokoll:

»Also beispielsweise wenn ich irgend kann, gucke ich unter anderem - das ist jetzt nicht die Priorität - die Sportschau an. Mich intressiert natürlich, wie jetzt zu Hause Ludwigshafen/Waldhof gespielt hat oder Kaiserslautern. Das ist ganz naheliegend. Ich habe selbst früher aktiv Fußball gespielt... Ich gucke regelmäßig - wenn ich schauen kann -, und zwar in beiden Systemen, die Auslandsberichterstattung an, weil ich finde, da sind häufig - ich schimpfe über viele Sendungen -, aber da sind häufig wirkliche Glanzstücke, wo Sie sehen, wie Journalisten unter schwierigen Bedingungen arbeiten. Das finde ich eine große Sache. Ich bin ausgesprochen auch einer, der das Dritte Programm anguckt, weil da viele Dinge vorkommen, die man sonst so im laufenden Programm gar nicht sieht. Kind ich muß Ihnen auch ebenso offen sagen, ich gucke mir ab und zu ausgesprochen gerne auch einen guten Krimi an. Bei den Western gucke ich eher eigentlich die alten an, weil die neuen also zum Teil in einem Zustand sich befinden, daß er für mich nicht mehr akzeptabel ist.

Was Reagan gerne sieht

Mit Vergnügen gibt das Weiße Haus Auskunft über die Fernsehgewohnheiten des Präsidenten. Am liebsten sieht Roggen alte Western und um allerliebsten welche, in denen er selbst mitspielt. Politische Informationen bezieht er aus drei Magazinen in der zweiten Wochenhälfte

»Our world« am Mittwoch wird von einem besorgten Herrn moderiert, Löwenthal nicht unähnlich, nur daß dessen physiognomische Magengeschwüre hier schon zum Durchbruch gekommen sein müssen. Zwei Beiträge handeln von

Agrarfragen in Midwest, einer von einem gar selbstlosen US-Entwicklungsversuch in Guatemala, und dann ist Europa dran, genauer: der besorgniserregende Antiamerikanismus in der Bundesrepublik.

In Schwarz-weiß fängt er an, mit marschierender HJ. Ganz klar, die Deutschen sind nicht nur antiamerikanisch, sondern waren »schon damals« (so der Sprecher) auch antisemitisch. Das rührende Bild vom Schokolade spendenden GI blieb »leider nur eine Episode«, denn »bald schon wieder«, das muß 1968 gewesen sein, wurden amerikanische Fahnen verbrannt. Und nun, Schlag auf Schlag und in Farbe: Krefeld, Mutlangen, Berlin beim Haig-Besuch, eine zerschlagene Fensterscheibe des »American Express«. »Warum?« fragt der Moderator, doch da kommt auch schon so ein vermummter Antiamerikaner vor die Kamera und sagt ohne Jeglichen deutschen Akzent: »Wir hassen sie alle!« Nein, nein, auch Ausgewogenheit macht sich* breit: Mitglieder der »Konservativen Aktion« verabreichen Brot und Wein vor den Kasernen. Aber: »Wir sind leider viel zu wenige«, sagt der saubere Deutsche. Schnitt: Ein GI beklagt, er würde sich in Deutschland »wie in einem Getto« fühlen. »Sie beschützen die Freiheit eines Volkes, das keinen Dank kennt«, sagt der Sprecher. »Haben unsere Jungs das verdient?«

Auch das Wochenmagazin 1 von CBS, am Donnerstag, befaßt sich ein wenig mit Deutschland, wenn auch mehr am Rande, bei einer Expertenbefragung über »The Day After«. Daß derlei in Gods own Country nicht stattfinden dürfe, beschert Einigkeit. Es geht eher um die Frage, ob die Folgen eines deutschen »Nuke-out« tatsächlich eine neue Eiszeit bescheren könnten. Da streiten die Experten. Der Universitätsprofessor aus Kalifornien meint, daß Atomkraft ja prinzipiell sauber sei und das Befürchtete eher eine Folge der Ausdehnung europäischer Flächenbrände. Würden sich die in Grenzen halten, »let's say: Southern Germany« - der Herr legt seine Hand auf eine Weltkarte, und da wirkt der Raum zwischen Köln und München wirklich lächerlich unbedeutend -, wäre keine Gefahr für die USA gegeben. Die Herren werden sich einig: Flexible Response garantiert blauen Himmel über den USA - und alles andere sind Horrorvisionen.

Christlich naht der Freitagabend mit dem »Club 700«, NBC. Auf der Bühne ein Wohnzimmer in Detroiter Barock (US-Ausgabe des Gelsenkirchener), im funktionalen Zuschauerraum 400 Auserwählte, acht bis zehn Millionen am Bildschirm, darunter R. R. Hauptthema: Christenverfolgung in der UdSSR. Ein Vater berichtet, von bunten Zeichnungen illustriert, wie die Sowjets sein Baby gegen die Gitter der US-Botschaft warfen. Aber - »Gott half!« - es geschah nichts, als daß die Familie am nächsten Tag nach Österreich abgeschoben wurde. »Und was sagt die Bibel zur Situation der Sowjetunion? « fragt da der Prediger. Es erscheint das Buch Hesekiel, Kapitel 38 und 39. Für die Analphabeten liest sie der Herr auch noch mit wahrer Begeisterung. »Siehe, ich will an dich, Gog ... Du führst mit dir Perser und Mohren und Libyer, die alle Schild und Helm führen, dazu Gomer und all sein Heer samt dem Hause Thogarma, so gegen Mitternacht liegt -« hier unterbricht das Bibelzitat und eine Landkarte erscheint. »Die Bibel ist sehr genau«, spricht der Prediger. »Gogs Land ist die heutige Sowjetunion. Persien, Libyen und Äthiopien sind bekanntlich kommunistische Länder und israelfeindlich. Gomer ist Mitteleuropa und Thogarma augenscheinlich Deutschland, das ja mit den Russen viele Beziehungen unterhält. Aber sehen wir weiter, was die Bibel sagt -«

»Und ich will sie richten mit Pestilenz und Blut, und regnen lassen Feuer und Schwefel... und ich will Feuer werfen über die, so auf den Inseln sicher wohnen ... «

»Die Bibel ist sehr deutlich«, sagt der Liturg. »Es wird einen Aufstand geben im Süden Rußlands, und im Gefolge wird es auch in Mitteleuropa Feuer vom Himmel regnen. Wie dieses Feuer beschaffen ist, beschreibt die Bibel nicht. Aber die Zeichen sind gesetzt. Das heißt natürlich nicht, daß dies alles noch innerhalb dieses Jahres geschehen muß, aber es wird kommen, denn die Bibel irrt nicht. Und nun, zum Abschluß unseres Abends, eine Ansprache unseres *President* vor der Versammlung der Young Americans for Freedom ... «

Hans Georg Behr

Zensur an der Litfaßsäule

Immer häufiger findet auf öffentlichen Werbeflächen politische Zensur statt. Die Frankfurter Städtereklame hat sich geweigert, das hier abgebildete Poster des Grafikers Dirk Streitenfeld auf ihren Werbeflächen zu plakatieren. »Eindeutig aus politischen Gründen«, so Dirk Streitenfeld. Dem widerspricht die Frankfurter Firma entschieden. Ihr Geschäftsführer Traugott Wurster: »Das Motiv liegt unter der Gürtellinie, es ist sittenwidrig«.

Nicht ganz so empfindlich waren die Herren bei einem Plakat des rechtsextremen »Jahn-Bunds, Not- und Schutzgemeinschaft Volkserziehungswerk Turnen nach Friedrich Ludwig Jahn«. Der Text »Deutsche Turner achten und schätzen wohl fremdes, lieben und pflegen aber nur eigenes Volkstum!« entsprach für sie durchaus den »guten Sitten«, das Poster konnte ungehindert plakatiert werden.

In Münster brach die Städtereklame gar einen Vertrag mit der IG Metall. Plakate die für die 35-Stunden-Woche werben, wurden nach wenigen Tagen aus den Linienbussen wieder entfernt. Begründung: »Für durchaus umstrittene politische Plakate werden keine Werbeflächen zur Verfügung gestellt«.

Schon wieder Günzburg

Günzburg, »die Stadt Mengeles«, sei gar nicht so, schrieb ihr Oberbürgermeister nach dem KONKRET-Bericht über die Heimat des Lagerarztes von Auschwitz (Heft 11 /83). Im Gegenteil sei der Antifaschismus hier besonders wach. Nehmen wir die »Türkische Woche«, veranstaltet von der Günzburger Volkshochschule. In ihrem Rahmen sollte im November der mit der Goldenen Palme von Cannes ausgezeichnete Film »Yol« gezeigt werden, Yilmaz Güneys Auseinandersetzung mit der Gewaltherrschaft der türkischen Militärs. Etliche der in Günzburg lebenden Türken gaben sich »empört« über den Film. »Er entspricht nicht den Tatsachen in der Türkei«, meinte der Geschäftsmann Selahattin Kont, und Güney sei ein »gemeiner Krimineller, der im Auftrag des russischen Geheimdienstes gegen die Politik in der Türkei aufhetzt«. Nach mehrfachen Drohanrufen bat der Kinopächter die Volkshochschule, »Yol« aus dem Programm der »Türkischen Woche« zu streichen. Der Vorsitzende der Volkshochschule ließ sich nicht lange drängen: »Wir wollen uns nicht zum Sprecher von Kommunisten machen.«

Zitat

»Endlich erwacht in Hollywood so etwas wie Verantwortungsbewußtsein.«

Der Schauspieler Paul Newman über »The Day After« und ähnliche Filme

»Wenn Hollywood erkennt, daß mit Atomfilmen Geld zu machen ist, dann wird es bald Dutzende von Nachfolgefilmen geben.«

Die Zeitung »Los Angeles Times«

Konkret 01/84, S. 80

Armgard Seegers

Einer will alles

Der österreichische Schauspieler Klau Brandauer ist auf dem Weg vom europäischen Super- zum Weltstar. Ende Januar kommt »Never say never again«, der neue James-Bond-Film in unsere Kinos: 007 spielt der Ur-Bond Sean Connery, seinen Widerpart der Burgschauspieler Brandauer

Spätestens seit er bei der sonst nur von Zombies und starren Ritualen erfüllten »Oscar«-Preisverleihung (»Ich danke Mammi und Daddy, daß ich hier sein darf, ohne sie hätte ich es nie so weit gebracht«) dem »Mephisto-Regisseur Istvan Szabo mit einer stürmischen Umarmung zum Academy Award gratulierte, kennt man Klaus Maria Brandauer als explosiven Schauspieler. Das hört er nicht so gern, denn schließlich, sagt der heute 30jährige, »gibt's mich als Schauspieler schon seit 20 Jahren.« Und viel Publicity hat er auch immer gehabt bei seinem exzessiven Hang zur (Selbst)Darstellung.

Was ist dran an Brandauer, nach dem mich eine Freundin fragt: »Sag mal, ist der wirklich so erotisch? Ich hab den vor ein paar Jahren mal auf der Bühne gesehen, das fand ich wahnsinnig aufregend. Diese Ausstrahlung hat man noch in der 16. Reihe gespürt. « - Heute noch? - Jedenfalls dachte ich bis jetzt immer, der Schauspieler, der für schnellere Herztöne sorgt, hieße Klaus Marlon Brando.

Brandauer will berühren, berücken, elektrisieren, jemanden zu einem Thema verführen. Er will daran glauben, daß Phantasie und Gedanken Berge versetzen.

In diesem Sommer spielte er in Salzburg zum ersten Mal den »Jedermann«, und wäre der Titel nicht schon besetzt, für Klaus Maria Brandauer müßte er erfunden werden. Brandauer ist alle und alles. Selbst wenn er eine Geschichte erzählt, spielt er noch vor, wie man sie auch hätte anders erzählen können. Nie will er nur so tun als ob, immer will er ganz derjenige sein, der da gerade was erzählt. »Na sehen Sie«, sagt er dann und lehnt sich selbstsicher zurück, »so geht es eben auch«. Und dann, ganz mit österreichischem Schmelz: »Wir sind doch alle verschieden.«

Ein Text ist nichts, erst die tausend Nebengedanken müssen mit Leben erfüllt werden, und die erste Annäherung ist dabei natürlich immer sinnlich.

Tausend Nebengedanken habe er natürlich auch, während wir zusammensitzen, sagt er, und ich frage mich, für welche Rolle er sich wohl gleich entscheiden wird. Wo Brandauer ist, gibt es jedenfalls keine Langeweile. Natürlich versucht jeder Mensch zu gefallen. Brandauer bietet an. Pausenlos. Und mit so viel power, daß man allein von der Mühe, die er sich gibt, um einen zu unterhalten, völlig geschmeichelt ist. Dabei scheint ihm alles noch ganz mühelos, er hopst hinter dem Tisch herum, kraucht hinter einer Bank hervor, verwischt sich mit einer schnellen Handbewegung die Haare, nur um kurz noch mal eine Geschichte zu erzählen. Ist der immer so?

Der 76jährige Fritz Kortner war völlig hingerissen, als er den jungen Brandauer von Anfang Zwanzig sah, und er inszenierte mit ihm eine berühmt gewordene »Emilia Galotti«. Seitdem sorgte das steiermärkische Wunderkind in fast allen jugendlichen Heldenrollen für Aufsehen. Mit 25 kam er ans Wiener Burgtheater, als einer der jüngsten, die je dort engagiert wurden, und seit seinem Erfolg mit »Mephisto«, der Rolle, in der er den verführten Verführer spielt und die damit maßgeschneidert für ihn sein mußte, ist er auf dem Weg zum Weltstar. Nun will er als Bösewicht im neuen James Bond Film »Never say never againo bei fünf bis siebenhundert Millionen Zuschauern »um Verständnis für den Bösewicht werben«.

Er erzeugt erotisches Flair, Pathos, Feuer, er fleht, beschwört, verzaubert, alles, um einen für die Rolle, die er da gerade spielt, einzunehmen - oder eben auch für sich. Wie kaum ein anderer Schauspieler versteht er es, allen Figuren seine ihm völlig eigenen Merkmale aufzudrücken. Ähnlich monomanisch habe ich nur noch Ulrich Wildgruber erlebt, der auch immer nur er selbst bleibt. Und merkwürdigerweise ertappe ich Brandauer zum ersten Mal beim Scheitern, als er versucht, Wildgruber nachzumachen. Das gelingt ihm nicht. Denn kaum war der Name Wildgruber gefallen, war Brandauer aufgesprungen und hatte dazu eine passende Geschichte vorgespielt. Ihm fällt eben zu allem was ein. Und nichts ist ihm peinlich. Das sind auch genau die Eigenschaften, die ihn zum guten Schauspieler machen. Die Begeisterung überträgt sich aufs Publikum durch sein Talent zum Verführen.

Er hat ein barockes, schillerndes Theaterverständnis, spricht vom »Warenhaus-Angebot«, über das ein Schauspieler verfügen müsse. Nichts ist ihm so zuwider wie Bescheidenheit und Introvertiertheit am Theater und die »Literaturprofessoren«, die dort überall das Sagen haben. Schon überredet. Denn auch für mich sind in den letzten Jahren zunehmend die Spaghetti das beste am Theater geworden. Jedesmal überfällt mich bereits nach der ersten halben Stunde ein solcher Heißhunger, daß ich nur noch an das italienische Restaurant denken kann, in das man nachher geht: Das Theater ist nur noch ein Prolog zu einem folgenden, weitaus spannenderen Ereignis. Bei Brandauer ist die Vorstellung das Menu. Da vergißt man die grummelnden Verdauungsgeräusche des Platznachbarn. Blubsch, brumm, zisch, hat der nun schon gegessen oder hat der nur Hunger. Alles keine Frage mehr, wenn man Brandauer zuschaut, der das hat, was man »magische

Bühnenpräsenz« nennt, wenn man seiner beschwörenden Stimme zuhört, und sei's nur auf der Leinwand. Brandauer ist immer vom Glück verfolgt gewesen. Er war sehr B früh hochbezahlt und konnte es sich leisten, Rollen abzulehnen, die ihn nicht interessierten. Hauptrollen natürlich, denn er hat immer nur Hauptrollen gespielt. Er liebt auch woanders nur Leute, die Hauptrollen spielen, Weltmeister, die es auf ihren Gebieten zu Höchstleistungen gebracht haben.

Er will nur über künstlerische Qualität sprechen, nicht über Politik. Beim Thema Friedensbewegung regt er sich auf. Natürlich sei er dafür, aber so dezidiert möchte er sich nicht darüber auslassen, weil er nicht zu denen gehören will, die sich unter dem Deckmantel solcher Ideen nur ins rechte Licht rücken wollen. Viel zu viele Nichtskönner wollen seiner Ansicht nach nur vom Bonus der guten Ziele profitieren, sich an die Bewegung anklinken, weil sie sonst nie die Chance bekämen, öffentlich aufzutreten: »Son paar Saftsäcke würden doch überhaupt nicht bekannt sein, wenn sie nicht ab und zu in 'nein Freikonzert singen könnten. « Kein schrummel, schrubb, schrumm, denn nach seiner Meinung sollen die Besten, die Begabtesten für eine Sache wie die Friedensbewegung werben, nicht die Mittelmäßigen.

Bond-Filme sind ja irgendwie auch Weltmeister auf ihrem Gebiet: an Aufwand, an aufwendigen Stunts. Natürlich hat Brandauer das gereizt, und auch das Geld, das man damit verdient. Aber dabei darf man nicht vergessen, daß er immer auch kleine Projekte mitgetragen hat, weil sie ihn reizten, ihm Spaß machten. Oft genug hat er dafür auf eine große Gage verzichtet. Nein, er ist kein Altruist, der hier kassiert, um dort zu geben, er will von allem etwas, der Gemischtwarenladen auf hohem Niveau.

Er will alles: am Burgtheater spielen, Filme machen, in Rom inszenieren (1984), am Broadway' spielen (1985), vielleicht mal Intendant werden. Aber er kokettiert auch mit seinen Unzulänglichkeiten: »Meine Fehler und Komplexe sind mein Talent.« Was sein Talent ist, weiß er wohl, und vor allem hat er ein Talent, es einzusetzen, seine Fehler und Komplexe aber will er nicht nennen. Sicher auch, weil er weiß, daß man das Bild vom charismatischen Idol, das gerne über ihn verbreitet wird, durch banale Wirklichkeit zerstören würde.

Und wo er auf der einen Seite wie die Personifizierung des Leitsatzes »Bescheidenheit ist eine Zier, doch weiter kommt man ohne ihr« erscheinen mag, da gibt er offen zu, daß »der Unterschied zwischen mir und anderen Schauspielern darin besteht, daß ich durch Zufall berühmt geworden bin. Die anderen sitzen in Wien im Cafehaus«. Aber so viel Unterwerfung wäre doch gar nicht nötig gewesen, für ein Wort des Lobes. Der weiß schon, wie er einen kriegt. Denn vielleicht bietet er soviel auch nur an, um mit den Reaktionen seines Gesprächspartners zu spielen . Einfach mal sehen, wie das jetzt wieder wirkt.

Nur eines hat mich stutzig gemacht. Als er sagt, was er nicht leiden kann, nennt er Fixiertheit, Einordnungen, Zensuren, alles, was eindeutig festgelegt und beschränkt ist. Und dabei erzählt er, daß auch die Journalisten immer nur wieder »die Klischees der Klischees der Klischees« voneinander abschreiben oder verbreiten. Genau diesen Satz hatte ich vorher schon in zwei Interviews gelesen, die er mal gegeben hatte. Vielleicht ist ja sein Repertoire doch nicht so unerschöpflich?

Konkret 01/84, S. 84

Film

Als Werner Herzogs Fitzcarraldo einen Dampfer den Amazonas hinauf und über einen Berg schleppen ließ, war es der Versuch, eine hybride Wahnidee von der Kunst um der Kunst willen zu verwirklichen. Als vor einigen Monaten das Fährschiff »Gröpeln« über die versandete Bay von San Juan del Norte im Süden von Nicaragua gezogen werden mußte, weiter den Rio San Juan hinauf mit dem Ziel Nicaragua-See, da ging und geht es ums Überleben. Auf den Inseln des Nicaragua-Sees leben Miskito-Indianer, Kreolen und Mestizen in Hunger und Unwissenheit. Ernesto Cardenal kümmert sich um sie. Eine Fähre könnte ihre Versorgungslage verbessern.

Im Oktober 1982 machte der Bremer Senat die »Gröpeln« Cardenals Gemeinde zum Geschenk. Ein Filmteam um Manfred Vosz und Rolf Neddermann hat den Transport des Schiffs begleitet - eine abenteuerliche Fahrt. Nachdem Untiefen und Stromschnellen des San Juan überwunden werden konnten, bleibt die Fähre vor Castillo im Schlamm stecken, antisandinistische Rebellen hatten sie beschossen und teilweise zerstört. Bis heute hat die »Gröpeln« ihren Bestimmungsort nicht erreicht. Der Text zu diesem Film stammt von Günter Wallraff und macht »Die nackten Füße Nicaraguas« zu mehr als einer Reportage über eine gefährliche Reise, er ist eine lebendige Dokumentation über das Leben und den Kampf im heutigen Nicaragua. Der Film wird vom Bremer Con-Filmverleih vertrieben und ist bereits in einigen Programmkinos zu sehen.

Konkret 01/84, S. 84

Peggy Parnass

Film: Viel Wissen tötet Illusion

Zwei Regisseure an einem ähnlichen Stoff - Burkhard Driest und Hark Bohm zum Thema Bachmeier. Aber Bohms Film □ Keine Zeit für Tränen□ ist viel mehr als die Darstellung eines aktuellen Falls. Anfang Januar kommt er ins Kino

In »Keine Zeit für Tränen« spielt Marie Colbin viele Frauen. Mürrisch und angewidert von der Muffigkeit und vom Mief ihrer Kneipe bedient sie ihre Gäste. Aber sie will ihnen auch gefallen, läßt gern ihren Pulli von der Schulter rutschen. Die siebenjährige Julia, die doch ihr Alles ist, wird beiseitegeschoben. Am nächsten Morgen beim Frühstück das grantige Zwischeneinander, das Schale, Verkaterte, Verpennte. Julia wird ermordet, ihre Mutter dreht durch, verliert ihre Identität, ihren Lebensmittelpunkt. Als resolute Dame im eleganten Kostüm geht sie in die Bank, um Julias Vater die Kontovollmacht zu entziehen. Vor der Beerdigung ihrer Tochter sorgt sie sich, wie sie wohl auf Trauergäste und Öffentlichkeit wirken wird.

Exaltiert schlägt sie ihren Kopf von einer Seite auf die andere, auf die Kissen, gegen die Wände: Ich hatte gelesen, wie Hark Bohm mit seiner Schauspielerin umgesprungen ist, daß er sie angebrüllt hat, bis sie wirklich geheult hat. Ausgerechnet da, wo sie ausdrucksstark war, hab' ich gedacht, na, da hat er sie wohl mal wieder richtig angeschrien. Viel Wissen tötet Illusion.

Das gilt natürlich für das ganze Filmprojekt und die Geschichte, die ihm zugrunde liegt. Wie wohl ein großer Teil der Zuschauer werde ich seit anderthalb Jahren mit Informationen über Marianne Bachmeier und ihren Prozeß überfüttert. Obwohl dies kein realistischer Film über den authentischen Fall ist, verführt er natürlich andauernd zu Vergleichen, und überall, wo mir dann Diskrepanzen auffallen, stören sie mich. Zum Beispiel in der Szene, wo Marie in einem Taxi zu ihrer Waffe kommt. Die Fahrerin sagt, haha, ich habe nie Angst und begründet das mit der Knarre, die sie bei sich hat und die sie dann weiterreicht an den hinter ihr sitzenden Fahrgast, von dem sie doch mitbekommen haben muß, daß, er nicht ganz klar im Kopf ist.

Beeindruckend und überzeugend dagegen der Darstelle des Kindesmörders. Eugenius Priwieziencew zeigt ihn in seiner ganzen Hilflosigkeit und Schwäche, in seiner Angst. Grandios! Diese Darstellung hat mich mehr aufgewühlt und erschüttert als alles andere in diesem Film. Und das nicht, weil er etwa arm wäre an aufregenden und bewegenden Szenen, auch Szenen von großer Zärtlichkeit. Zum Beispiel der Blickwinkel der Kamera auf dem Boden: Kinderfüßchen werden eingefangen, die vom Bett baumelnd nach den Schuhen tasten. Warum bewegt mich solch eine Szene mehr als das Schreien und Toben einer verzweifelten Mutter?

Besonders schön auch die Sequenz mit Maria und ihrem rausgeworfenen Liebhaber, die sich am Telefon anschreien, vulgär, dumm und banal ihre Geldstreitigkeiten austragen, ungerecht wie immer, und dann plötzlich umschlagen in Zärtlichkeit, von einer Sekunde zur anderen, als er leise fragt, soll ich zu dir kommen. Eine Szene, in der das ganze Verhältnis der beiden zueinander deutlicher wird als durch alles andere, was gespielt und gesagt wird, gespielt und gesagt werden kann.

Es sind solche Momente, die mich beeindrucken. Wenn ich an Filme zurückdenke, die ich besonders liebte, jahrelang liebte, und sie, wo immer ich Gelegenheit habe, noch mal und immer wieder sehe, dann ist das sehr oft aufgrund einzelner kleiner Szenen, die sich eingeprägt haben. Die unvergeßlich sind. In »Keine Zeit für Tränen« gibt es solche Momente, die mich nicht wieder loslassen werden und an die ich mich noch nach Jahren erinnere.

Später wird dann vielleicht die Tagesaktualität des Falls Bachmeier aus dem Kopf verdrängt sein, und der Film ist Film und wird nicht an etwas anderem gemessen. Ist dann die Geschichte einer jungen Frau und ihres verkorksten Lebens, die Entstehungsgeschichte eines Verbrechens, die Tragödie einer schuldlos Schuldigen. Von dem Juristen und Filmemacher Bohm.

In diesen Wochen gibt es ja auch noch ein anderes Handicap, das einen hindert, diesen Film unbefangen zu beurteilen: der Wettlauf der beiden Kinoprojekte zum selben Thema. Zwischen Burkhard Driest und Hark Bohm war das ja wie ein Ben-Hur-Wagenrennen. Und weil beide in den verschiedenen Medien ihre Freunde haben, blieb man von den Berichten über diesen Wettlauf nirgends verschont.

Ich werde jedenfalls jetzt versuchen, mich von all meinen Vorinformationen freizuschaufeln und »Keine Zeit für Tränen« noch einmal ansehen. Und den Driest-Film werde ich mir wohl auch noch ansehen.

Konkret 01/84, S. 85

Thomas Doberstein

Film: Aus dem Gleichgewicht

Sieben Jahre lang hat der US-Regisseur Godfrey Reggio an seiner Kollage »Koyaanisqatsi« gearbeitet, und Francis Ford Coppola brachte sie in die Kinos. Es ist zu befürchten daß dies auch bei uns ein Kultfilm wird

Man kann sich diesen Film reinziehen wie eine Droge, kann sich von seinen Landschaftsaufnahmen überwältigen und von seiner Musik besoffen machen lassen. Aber Drogen sind ja nicht ganz ungefährlich, ideologische schon gar nicht. »Koyaanisqatsi« - das Wort aus der Hopi-Sprache meint ein Leben in Auflösung und Aufruhr - hat keine Handlung. Zu einer atemberaubenden Bilderkollage aus (nicht nur technisch) ungewöhnlichen Perspektiven, in Zeitlupe und Zeitraffer hat der amerikanische Avantgarde-Komponist Philip Glass eine Musik geschrieben, die kongenial ist. Das heißt: sie ist mit demselben ideologischen Ballast beladen wie die Bilderfolge. Die einzigen Worte des Films sind Prophezeiungen der Hopi-Indianer und werden von einem dumpfen Männerchor -gesungen: »Eines Tages könnte ein Behältnis voll Asche vom Himmel herabgeworfen werden, und es könnte das Land versengen und die Meere kochen lassen.« Schon recht, das wissen wir. Doch der Film suggeriert: Diese Apokalypse ist die zwangsläufige Konsequenz aus der Tatsache, daß der Mensch seine gemütlichen Felshöhlen und Baumhäuser verlassen hat. Aller Fortschritt ist von Übel, und die Technik hat zwar ästhetische Reize, die der Film weidlich auskostet, aber führt letztlich in den Untergang. Ein Auto ist dasselbe wie ein Panzer, die Rolltreppen einer U-Bahn-Station gleichen nicht nur, sondern sind dasselbe wie die Förderbänder einer Würstchenfabrik. Menschen sind Würstchen. »Koyaanisqatsi« ist ein Farbfilm von höchster technischer Präzision. Die elektronische Synthi-Musik wird per Dolby Stereo brilliant übertragen. Godfrey Reggio und Francis Ford Coppola sind keine Würstchen.

Konkret 01/84, S. 86

Michael Scharang

Bauhaus

Der Traum von der Einheit der Kunst mit der Technik: im Bauhaus von Dessau sollte er zum ersten Mal verwirklicht werden. Nach den Bauhaus-Anfängen in Weimar errichtete Walter Gropius in Dessau (die kleine Stadt liegt im Bezirk Halle, nahe der Elbe) 1926 ein Lehr- und Arbeitszentrum für Architekten, Handwerker und Vertreter fast aller Kunstrichtungen, das heute zu den bedeutendsten Bauten des 20. Jahrhunderts zählt. 1933 haben die Nazis die Schule geschlossen, im Krieg wurde sie stark beschädigt. Der Wiener Schriftsteller Michael Scharang hat jetzt das inzwischen restaurierte Bauhaus besucht

Architektur ist für mich die aufregendste und zugleich die langweiligste unter den Künsten. Aufregend, weil sie an die Realität, an die jeweiligen ökonomischen und politischen Bedingungen so unmittelbar gekettet ist wie keine Kunst sonst; langweilig, weil sie, gerade wenn man sich auf ihre ästhetische Qualität konzentriert, immer auch die öde Herrschaftsfratze preisgibt, die dem Gemäuer hartnäckiger innewohnt als die Feuchtigkeit. Denn der sogenannte Bauwille, der sich in einem Bauwerk manifestiert, ist gespalten: in den Willen des Baukünstlers und in den des Auftraggebers.

Lange Zeit hindurch war das eine einfache Spaltung: auf der einen Seite der feudale oder klerikale Machthaber, der nicht sterben kann, ohne sich mit einem bedeutenden Bauwerk ein Denkmal gesetzt zu haben, auf der anderen der Baumeister, später der Architekt, der nicht leben kann, wenn er sein können nicht in den Dienst des Machthabers stellt. Diese Einheit von Macht, Nützlichkeit und Schönheit haben wir noch nicht als solche zu begreifen gelernt.

Bauwerken gegenüber herrscht die Meinung vor, daß das Alte auf jeden Fall schöner ist als das Neue. In der Klage über die Unwirtlichkeit moderner Städte, die gewiß nicht grundlos ist, schwingt auch die perverse Sehnsucht nach alten, überwundenen Herrschaftsverhältnissen mit. Es gehört zum guten Ton, in das alte Lied von der Häßlichkeit neuer Architektur miteinzustimmen. Rückhalt bietet dabei der Schwachsinn jener Kunst- und Geistesgeschichte, die die Schönheit alter Bauwerke preist, deren Verquickung mit der Macht und der Nützlichkeit aber unterschlägt.

Der Nutzen beschränkte sich ja nicht darauf, daß man vier Wände hatte, die Nützlichkeit erschöpfte sich nicht im Wohnen. Das Wohnen war gewissermaßen Nebensache. Primär wurde residiert und repräsentiert, wurde Recht und Unrecht gesprochen und der Spruch nach Möglichkeit gleich im Keller des Hauses exekutiert.

Gebäude aus feudalen Epochen, die nur den Zweck hatten, Menschen Unterkunft zu bieten, reichten nicht im mindesten an die Höhe ‚der damaligen Baukunst heran. Und als ein erstarkendes Bürgertum den Adel konkurrenzierte, tat es das nicht bloß in Form stilistischer Nachahmung. Es kopierte auf seine Weise das Prinzip der Einheit von Macht, Nützlichkeit und Schönheit: unter ein und demselben Dach wurde nicht nur gewohnt, sondern auch produziert und Handel getrieben.

Mit dem Übergang von der Feudal- zur Geldherrschaft wurden auch Macht und Stil zur Ware; Macht und Stil, jene Zwillingsbrüder, die sich gern unter falschem Namen, nämlich als Kultur, vorstellen. Produktion und Handel wurden aus dem Bürgerhaus verlagert; aber nicht die Fabriken und Lagerhäuser wurden zu Palästen ausstaffiert, sondern die Häuser, in denen jetzt nur noch gewohnt wurde. Diese Unlogik, die sich aus der Logik der bürgerlichen Gesellschaft ergab, machte einen aus der Zeit hervorgehenden, verbindlichen Baustil ein für allemal unmöglich.

Nichtsdestoweniger versuchte das Bürgertum einen solchen Stil zu erzwingen; es versucht es heute noch. Es geht, da das seine Stärke ist, kaufmännisch vor; es kauft Stil, es kauft ihn von der Geschichte. Also imitierte und imitiert es bis zur Selbstpersiflage. So gesehen sind die heutigen Vertreter einer postmodernen Architektur stinkbürgerliche Gesellen; zugute halten kann man ihnen höchstens die müde Selbstironie.

Um die Jahrhundertwende erreichte einer der komischsten Widersprüche in der neueren Geschichte seinen Höhepunkt: Im rasanten eklektizistischen Weg zurück entdeckte das Bürgertum in seiner Baukunst die Gotik, während es nicht minder rasant Produktion und Technik vorantrieb. Den besten unter den bürgerlichen Architekten blieb das nicht verborgen, und sie ließen es nicht an sarkastischen Äußerungen mangeln. Aber erst, als nach dem Ende des Ersten Weltkriegs unter republikanischen Bedingungen auch die sozialen Widersprüche nicht mehr unter den Teppich gekehrt werden konnten, erst jetzt sahen Architekten Möglichkeiten, wie aus der Sackgasse bürgerlicher Architektur herauszukommen sei.

Erst durch das Bewußtwerden der sozialen Aspekte bekam die schon längere Zeit diskutierte Frage nach neuen Wegen des Bauens so viel Brisanz, daß man darangehen konnte, sie konkret zu beantworten. Es waren, vom Standpunkt der Architektur aus, durchwegs revolutionäre Antworten; es war, international, die Geburtsstunde der modernen Architektur; es war, in Deutschland, die Geburtsstunde des Bauhauses.

Die Bourgeoisie hat dem Bauhaus die fortschrittlichen Ambitionen nie verziehen. Wie man es behandelte, als es noch existierte, ist bekannt. 1919 von Gropius in Weimar gegründet, ekelte man es 1925 dieser Stadt. Aus Dessau, wo es eine Blüte erlebte, wurde es 1932 vertrieben. Und schließlich gaben ihm die Nazis 1933 den Gnadenstoß. Er war wider Erwarten nicht tödlich; durfte es nicht sein.

Denn man brauchte das Bauhaus weiterhin als Prügelknaben. Von den Nazis zum Inbegriff entarteter Kunst und Architektur erkoren, bewährte es sich danach als der große Schuldige. Daß die Nachkriegsstädte nicht eben einladend aussehen, hat angeblich weniger mit Kriegszerstörung und Wohnungsnot, weniger mit Bauspekulation und Mietwucher zu tun, als mit schmucklosen, stereotypen Bauten. Und wo sind die kreiert worden? Natürlich im Bauhaus. Und wo der elende Funktionalismus? Auch dort. Und ebenfalls dort der Bauhaus-Stil, von dem die haarsträubende Stillosigkeit heutiger Architektur ihren Ausgang nimmt.

Lügen über Lügen. Sie aufzuklären, scheint aussichtslos. Man müßte ausholen, mit dem historischen Bauhaus beginnen. Was aber ist aus dem überhaupt geworden? Vor allem aus dem Dessauer Bauhaus, das Gropius und seine Mitarbeiter errichtet haben. Und steht noch was von den Meister-Häusern, den Arbeitersiedlungen? Was kann man davon schon wissen, Dessau liegt in der DDR. Aber hinfahren könnte man einmal.

Es war keine Reise ins Blaue, denn eines wußte ich: die Dessauer Hochschule für Gestaltung, das sogenannte Bauhaus, eines der bedeutendsten Werke moderner Architektur, vom Krieg stark ramponiert, wurde in ursprünglicher Gestalt wiedererrichtet. Ein Risiko sondersgleichen, womit die DDR sich zu ihrem Glück da eingelassen hat. Denn mit Denkmalpflege hat das nur am Rand zu tun. Das Bauhaus ist noch lange kein historischer Krempel, den man, weil es sich so schickt, erhalten muß wie andere Baudenkmäler auch. Das Bauhaus ist eine Herausforderung, gerade für die DDR, gerade für ein sozialistisches Land.

Heute weiß man, daß die Bauhaus-Ideen am Kapitalismus scheitern mußten. So viel Einsicht und guten Willen, wie Gropius diesem System zutraute, brachte es nicht auf, schon gar nicht die Großzügigkeit, die er verlangte, das »großzügige Zusammengehen der wirtschaftlichen, industriellen und künstlerischen Kräfte«.

Das war nicht opportunistisch gedacht, sondern sozial; gemeint war nicht eine Großzügigkeit, die letztlich der künstlerischen Gestaltung zugute kommen sollte. Was das Bauhaus vor anderen Kunstschulen auszeichnete, war der Primat gesellschaftlicher Fragestellungen. Die Wohnungsfrage war in erster Linie eine soziale Frage und nicht eine architektonische. Die gestalterische und darüber hinaus umweltgestaltende Antwort, die man suchte, war demgemäß sozial bestimmt.

Vor diesem Hintergrund ist die Bauhaus-Forderung nach Einheit von Technik und Kunst zu verstehen: als soziale Forderung und nicht als irgendein neues künstlerisches Programm. Sie richtete sich speziell auf die Schaffung von Typen für nützliche Gegenstände des täglichen Gebrauchs und auf eine fabrikmäßige Serienherstellung von Wohnhäusern.

Jetzt werden viele aufatmen und meinen, ihr Vorurteil gegen das Bauhaus bestehe doch zu Recht. Das gegenwärtige Architekturunkraut sei ja doch auf Bauhaus-Mist gewachsen. Selbst wenn das so wäre, ist es ein dummes Vorurteil. Man kann nicht nur blindwütig darauf beharren, daß einem die Art und Weise, wie heute fabrikmäßig Wohnhäuser hergestellt werden, nicht paßt. Vielmehr muß man sich auch vergegenwärtigen, daß es bis jetzt nicht einmal die Industrieländer geschafft haben, frei von Wohnungsnot zu sein. In vielen anderen Ländern ist die Hungersnot so akut, daß die Wohnungsfrage noch nicht einmal in den Rang einer sozialen Frage aufgerückt ist. Dennoch wird sie praktisch beantwortet werden müssen.

Selbstverständlich wird die erste Antwort wirtschaftlicher Art sein. Doch zu meinen, architektonische Überlegungen werden dabei nicht berücksichtigt werden können, ist ein großer Irrtum. Der Gefahr dieses Irrtums ist man sich in der DDR mittlerweile bewußt, nicht zuletzt dank einer intensiven Beschäftigung mit der Geschichte des Bauhauses.

In der DDR gibt es ein Wohnbauprogramm, demzufolge bis 1990 die letzten Reste von Wohnungsnot beseitigt sein sollen. Festgelegt ist, um wieviel Geld wieviel Wohnraum für wie viele Menschen zu schaffen ist. Was hat dabei Priorität? Man kann es drehen, wie man will, es ist das Geld. Hermann Henselmann, bekannter Architekt der DDR, den ich in Berlin zu einem Gespräch traf, meinte, die wichtigsten Lehrmeister der DDR-Architekten seien die Ökonomen gewesen. Auch eine sozialistische Gesellschaft, wie vorrangig immer sie den Wohnbau behandelt, kann nicht über ihren ökonomischen Schatten springen. Und der war schattenhaft genug. Henselmann: »Der Anfang war schwer und entstand mehr aus Dreck als aus dem Speck des Marshallplans. «

Der Ökonom freilich hat einen Komplizen, den Technologen, denn der scheint den effektivsten Einsatz der Mittel garantieren zu können: die möglichst große Anzahl von Wohnungen für das Geld, das der Ökonom auf den Tisch legt. Dagegen, scheint es, ist schwerlich .etwas einzuwenden, und so steht der Architekt daneben, versehen mit einem ökonomisch-technologischen Korsett und kann sich kaum bewegen.

Die Folge ist eine Pseudoeffektivität, eine Quantität mit unnötigem Qualitätsverlust. Das weiß man in der DDR inzwischen, man weiß aber auch, wie schwer die von den Technologen in Gang gesetzte Maschinerie zu ändern ist.. Ich habe niemanden in der DDR getroffen, der sich in der Architektur nicht mehr Gestaltenreichtum wünscht. Die Architekten würden angesichts einer Bauweise mit präfabrizierten Teilen, die allein ein zügiges Bautempo gewährleistet, flexiblere Elemente brauchen; Technologen und Ökonomen sehen das auch ein. Doch müssen sich die Produktionsanlagen, die sie sich schlauerweise ausgedacht haben, erst einmal amortisieren.

Solche Abhängigkeit wird zwar auch von den Architekten im Westen bekrittelt; in einer sozialistischen Gesellschaft muß sie bekämpft werden; denn sie kann hier mit Aussicht auf Erfolg bekämpft werden. Das wäre dann, historisch modifiziert, die Fortsetzung des Kampfes, den das Bauhaus führte. So absurd diese Behauptung fürs erste klingen mag: es war ein Kampf gegen Technik und Ökonomie. Kein maschinenstürmender freilich, sondern ein kritischer. Warum die Bauhaus-Forderung nach Einheit von Technik und Kunst? Weil man erkannte, daß in allen Bereichen der Gestaltung technisch sinnwidrig und alles in allem unwirtschaftlich gearbeitet wird. Die herrschende Klasse will neben dem materiellen eben auch den geistigen Profit, das heißt, sie setzt ihren Geschmack auch gegen jede technische und ökonomische Logik durch.

Gropius appellierte an das Bürgertum, diesen Unfug seinzulassen. »Ein Ding ist bestimmt durch sein Wesen. Um es so zu gestalten, daß es richtig funktioniert - ein Gefäß, ein Stuhl, ein Haus -, muß sein Wesen zuerst erforscht werden: Denn es soll seinem Zweck vollendet dienen, das heißt seine Funktion praktisch erfüllen, haltbar, billig und schön sein. « Die »Dinge«, die das Bauhaus aus solcher Forschungsarbeit entwickelte, galten denn auch bald als entartet.

Das Um und Auf der Arbeit im Bauhaus war systematisches Forschen und Experimentieren. Man ließ die Dinge sich entwickeln, im radikalen Sinn, lehnte Zielvorstellungen und Stilvorgaben, die von vornherein die Arbeit gängeln, ab. Edmund Collein, der 1927 als Studierender ans Bauhaus kam - er lebt heute in Berlin -, spricht von einer »alle Erwartungen übertreffenden offenen Atmosphäre« im Bauhaus. In der »Vorkurslehre« sei man ermuntert worden, »frei von jedem Verwendungszweck, frei von Tabus, von traditionellem Denken, Vorurteilen oder formalen Vorbehalten eigenschöpferisch in das Wesen eines bestimmten Materials einzudringen und seine spezifischen Eigenschaften zu entdecken«. Collein meint, wenn man heute vom Bauhaus spreche, sei viel zu wenig von dessen pädagogischen Prinzipien die Rede: » ... in einer engen Wechselwirkung von Forschung, Lehre und Praxis vielseitig gebildete, schöpferische Persönlichkeiten zu erziehen, die fähig sein sollten, sowohl das Leben in seiner Gesamtheit zu erfassen, als auch unvoreingenommen und selbständig zu denken«.

Man bringt das Bauhaus heute zu sehr mit Architektur in Zusammenhang, vielleicht weil die drei Direktoren Architekten waren: Gropius (1919-1928), Hannes Meyer (1928-1930) und Mies van der Rohe (1930-1933). Doch waren dort als Lehrer unter anderen tätig: Feininger, Kandinsky, Klee, Marcks, Moholy-Nagy, Muche, Schlemmer. Das Bauhaus war eine Kunstschule in einem neuen, sehr umfassenden Sinn, auch Theoretiker und Wissenschaftler wurden, soweit es die Mittel erlaubten, einbezogen.

Als Collein zum ersten Mal das Bauhaus betrat, war er fasziniert, in der Wirklichkeit zu erleben, was Gropius unter dem Begriff »Architektur als Gestaltung von Lebensvorgängen« verstand. Architektur ist also weder das Dach über dem Kopf, noch ist sie Luxus. Sie muß, ehe sie etwas gestalten kann, ein Wissen haben über individuelle und soziale Lebensvorgänge, ein Wissen nicht nur aus Büchern, sondern auch aus der Auseinandersetzung mit den Betroffenen. Dieses Wissen aber kann sie nicht direkt, sozusagen wissenschaftlich umsetzen. Dazu ist Kunst vonnöten, das Risiko der Kunst. Hohlköpfe münzen das um in ein technisches und ökonomisches Risiko. Im Bauhaus wurde das Gegenteil bewiesen.

Architektur ist zwar auf unzählige Einzelwissenschaften angewiesen, sie ist aber nicht deren Vollzugsorgan. Letztlich muß sie alles um eine Spur besser wissen als die Wissenschaften, sonst gelangt sie nicht zur Gestaltung. Gerade die Bauhäusler fanden sehr oft technisch bessere Lösungen als die Techniker und wirtschaftlichere als die Ökonomen.

Aus Rache schiebt man ihnen die Schuld am Funktionalismus in die Schuhe. Der Funktionalismus ist freilich das Gegenteil dessen, was Gropius vom »Ding« fordert: daß es seine Funktion praktisch erfüllt, haltbar, billig und schön ist. Funktionalismus ist die entfremdete, reduzierte Form jeder komplexen Funktion: das Ding soll bloß funktionieren. Daß es, von solcher Ausbeutergesinnung hervorgebracht, nie richtig funktionieren kann, ist klar.

Der Funktionalismus ist blind gegenüber Lebensvorgängen; die beliebig phantastische Gestaltung genauso. Sie ist als Luxusarchitektur, die Kunst zu sein behauptet, das Pendant zum profitorientierten Bauen. Diese beiden Richtungen, wohlvertraut in kapitalistischen Ländern, findet man modifiziert auch in der Aufbauphase des Sozialismus. Die ist gekennzeichnet von wirtschaftlicher Beengtheit - was mit dem Kalten Krieg zu tun hat, in den er permanent verwickelt ist. Man weiß, es geht um die Beseitigung der Wohnungsnot, und meint, das sei eine Aufgabe, die gewissermaßen im vorarchitektonischen Bereich gelöst werden muß; zur Architektur werde man übergehen, wenn die Verhältnisse besser geworden seien. Das ist ein verständlicher, deshalb nicht minder großer Unfug. Man stampft irgendwelche Wohnsiedlungen aus dem Boden und erholt sich zwischendurch davon, indem man repräsentativ Prachtbauten errichtet. Was auch damit zu tun hat, daß eine neue Gesellschaft sich nicht so schnell von den Gewohnheiten der alten freimachen kann.

Daß das anders wird, dafür gibt es in der Architektur der DDR etliche Anzeichen. Eins der hoffnungsvollsten ist die Rekonstruktion des Bauhauses in Dessau und dessen Wiederbelebung als wissenschaftlich-kulturelles Zentrum. Wenn das traditionelle Bauhaus, zumindest unter Gropius, sich »nur« als bürgerlich-fortschrittlich verstand, so entwickelte es gleichwohl revolutionäre Ansätze, deren Entfaltung noch aussteht. Aus diesem Grund und nicht nur aus denkmalpflegerischem nimmt man sich in der DDR des Bauhauses an. Welche Folgen das für die Architektur im

Sozialismus haben wird, das zu beobachten wird aufregend sein.

Konkret 01/84, S. 90

Hartmut Schulze

Der Kommissar

Versuch, sachlich auf Diether Dehms Angriffe gegen den Kulturteil von KONKRET zu antworten

»Eine Leistung sollte Schulze der Friedensbewegung anrechnen: Wir leisten ihn uns noch bei KONKRET. Noch. «

Diether Dehm, Liedermacher und Chef des Platten-Labels »Musikant« der EMI-Electrola, in »Der Sozialdemokrat - Zeitung der SPD - Hessen Süd«

»Ich finde ihn sehr nett und sehr klug, und er ist trotzdem ein Romantiker... Ich habe ihm damals gesagt: Wir lassen Ihnen freie Hand, soweit es im Rahmen unseres Unternehmens möglich ist. «

Wilfried Jung, Managing Director Central Europe des EMI-Konzern, über Diether Dehm

Es ist schon erstaunlich (und fast schmeichelhaft), wer sich alles so große Sorgen um den Kulturteil von KONKRET macht, daß er einen Aufruf zu seiner Änderung in die Welt setzt.

Zunächst der Wortlaut:

»Der Musik- und Kulturteil von KONKRET gefüllt uns, soweit wir ihn mitbekommen konnten, seit langer Zeit nicht mehr. Er unterscheidet sich zuwenig von üblichen Modeblättern; er füllt aus dem gesamten politischen Zusammenhang der Zeitschrift heraus und wirkt wie ein einziges Zugeständnis an die jeweilige Neue Deutsche Welle, wohingegen wir KONKRET insgesamt bislang als kompromißlos geschätzt hatten. Pauschale Beschimpfungen der Friedensbewegung, von Schriftstellern, Liedermachern und Rock-Künstlern, die sich gegen die Politik der Bundesregierung engagieren, scheinen im Kulturteil der einzig rote Faden zu sein. Gewerkschaftlich orientierte Kulturschaffende werden ignoriert oder niedergemacht. Wir erwarten einen Wechsel im Kulturteil.«

Dann folgen die Namen der 19 Unterzeichner, und der Einschub im ersten Satz »soweit wir ihn (den Kulturteil) mitbekommen konnten« wird schnell plausibel. Denn es ist kaum anzunehmen, daß Herta Däubler-Gmelin, die stellvertretende SPD-Fraktionsvorsitzende im Bundestag, sich viel Gedanken um Sabine Bredys Plattentips macht. Aber genau weiß ich das so wenig wie bei fast allen anderen Unterzeichnern; denn bis dato hatte ich von ihnen nichts in der Richtung gehört:

Werner Kindsmüller (Bundesvorsitzender der Sozialistischen Jugend Deutschland Die Falken), Dr. Horst Meyer (von der Initiative »Sportler für den Frieden«), Irmgard Schleyer (Initiatoren einiger Festivals der »Künstler für den Frieden«), der Jazz-Posaunist Albert Mangelsdorff, Paul Pauli (Kulturreferent bei der Bundestagsfraktion der Grünen), die Konzertveranstalter Fritz Rau und Horst Lippmann, Osswald Todtenberg (Leiter der Abteilung Kultur beim DGB-Bundesvorstand), Gottfried Heil (hessischer DGB-Landesjugendsekretär), der Schriftsteller Dieter Lattmann, Einhart Klucke (ein Vortragskünstler, der sich »Clown gegen Rechts« nennt), der Verleger Gerd Siebecke (Verlag zum Studium der Arbeiterbewegung), Lutz Krische (Peter Hammer-Verlag), Jürgen Engel (Grüner im hessischen Landtag), Manfred Schweiker (firmiert als freier Mitarbeiter der DKP-nahen Jugendzeitschrift »elan«), Helmuth Schauer (Sekretär beim IG Metall-Hauptvorstand), der Liedermacher Lerryn und Udo Lindenberg.

Die letzten beiden sind die einzigen, die sich mit ihrem Unbehagen schon einmal an KONKRET gewandt hatten, bevor sie ihren Aufruf veröffentlichten. Lerryn, alias Dr. Diether W. Dehm, hat ihn initiiert, Und von Udo Lindenberg weiß ich, wie.

Er hat mir von Lerryns Anrufen erzählt, von zusammenhanglosen Zitaten aus einzelnen Autoren-Beiträgen, die so komponiert waren, daß der Eindruck entstehen konnte, KONKRET sei in die Hände faschistischer Dunkelmänner geraten.

Lindenberg und ich kennen uns seit einem ersten KONKRET-Interview*, das vor acht Jahren stattfand. Er kann mir offen sagen, daß ihm Diedrich Diederichsens Artikel stinken, und ich kann ihm offen sagen, daß mir Lindenbergs Musik auch schon mal besser gefallen hat und daß »Wozu sind Kriege da« eine üble Schnulze ist, die nur dann nichts schadet, wenn Informationen nachgeschoben werden. Dann haben wir uns - bei Palatschinken mit Quark - über seine nächste Platte unterhalten, und so mancher Texthinweis war ihm recht. Das nächste, was ich von Udo Lindenberg zu Gesicht bekam, war seine Unterschrift unter Dehms Aufruf. Aber vielleicht ist die ja genauso zustandegekommen wie die von Fritz Rau, der laut »Spiegel« den Aufruf gar nicht kannte. Auch Günter Wallraff mußte mehrfach darauf bestehen, daß sein Name nicht erscheint.

Wäre Diether Dehm nur der Liedermacher Lerryn (»Goya malt Karl IV.«), der seine künstlerischen Bemühungen von der Musikkritik in KONKRET verkannt sieht, könnte man ihn weiterhin mit einiger Bewunderung für sein Selbstbewußtsein (»Manche Leute meinen, für einen Linken sei ich vielleicht zu gutaussehend«) ignorieren. Aber er ist außerdem noch Musikproduzent, Konzertveranstalter und vor allem Chef einer Platten-Edition im Elektronik-Konzern EMI. Sein

»Musikant«-Label, übrigens eines der ganz wenigen, die heute noch Profite einfahren, hat Gruppen wie BAP und bots und Sänger wie Klaus Lage und Wolf Biermann unter Vertrag. Man könnte also sagen, Diether Dehm ist *der* Impresario der Friedensbewegungskultur.

Als sich Diedrich Diederichsen in KONKRET 3/83 sehr kritisch mit den bundesdeutschen Liedermachern (»Ein Rückblick auf die Singebewegung der sozialliberalen Epoche«) auseinandersetzte, war Dehm damit nicht einverstanden. Er schrieb aber keinen Leserbrief, sondern an die Anzeigen-Abteilung von KONKRET:

»Hiermit mache ich unsere Bestellung für die Anzeigen von Schröders (Roadshow) und bots rückgängig. In einer Zeitung, in der sich die 'Tanz-den-Adolf-Hitler-Mafia' breit macht, haben wir nichts mehr zu suchen«.

Diether Dehm hat sich offenbar gewundert, daß sich die KONKRET-Redaktion nicht durch Anzeigen-Entzug erpressen lassen wollte. Denn einige Zeit später schrieb er an den Chefredakteur Manfred Bissinger:

»Die Scheiße geht weiter. Diederichsen kann weiter in KONKRET diffamieren und die Blase um Deinen Kulturredakteur und Dein Liebling Bredy vermögen im Musikteil stets das zu zerstreuen, was Hermann (Gremliza) und mitunter Du im Politikteil aufgebaut haben. Nun geht es gegen 'Bruttosozialprodukt', wo sich wieder der kokette Selbstzerfleischungsfetisch der Linken austoben kann, wofür wieder ein amtierendes Schwein heranzieht, welches für sich jeden modern getünchten Schlag gegen die Kultur der Friedensbewegung hergegeben hat.. * Ich schreibe dir also nun eben diesen Brief, um Dich davon in Kenntnis zu setzen, daß ich im Moment zwar noch keine Idee habe, wie wir uns gegen Euch wehren, aber vielleicht doch noch eine Idee kriegen werde. Ich sage das nach Rücksprache mit anderen linken Kulturinstitutionen und Verlagen. KONKRET ist ein Blatt nicht irgendeiner Geschmackler-Mode-Linken, sondern der traditionell-organischen Linken, und darum müssen wir uns gegen antisozialistische Wendemanöver in nicht-harmloser Weise zur Wehr setzen.«

Was immer das sein mag, die traditionell-organische Linke: KONKRET hat niemals ihr, sondern seinem Verleger gehört, und der bestimmt zusammen mit seiner Redaktion, was drin steht. Aber überall das hätte man ja reden können, Dehm war mehrfach dazu eingeladen. Aber er wollte nicht, und auch zu einem Treffen während der letzten Frankfurter Buchmesse war er nur unter der Bedingung bereit, daß »dieser Schulze« nicht dabei sei. Doch bis zur Messe hatte Lerryn dann auch schon seine »Idee«. In einer sechzehnseitigen Sonderausgabe der südhessischen SPD-Zeitung »Der Sozialdemokrat« (Auflage: 5000) lieferte er eine »Kritik 'linker' Kulturkritik - am Beispiel von KONKRET« (Kapitel-Überschrift: »Geil aber antisozialistisch«). Mit diesem Blatt zog Dehm dann an die Buchmessen-Stände linker Verlage, um für einen breiten Anzeigenboykott gegen KONKRET für den Fall zu werben, daß der Kulturredakteur Hartmut Schulze nicht bis zum Jahresende '83 von seinem Posten verschwinde. Für den Fall, daß ich dennoch bliebe, hat Lerryn schließlich gar angeboten, das halbe Gehalt für einen zusätzlichen Musikredakteur zu zahlen.

Mitte November nun veröffentlichte Dehm im SPD-Organ »Vorwärts« (es war die Ausgabe, die zur Raketen-Abstimmung im Bundestag erschien) auf einer ganzen Seite eine Kurzfassung seiner Anti-KONKRET-Polemik, verbunden mit einem kaum verbrämten Aufruf zum Leser-Boykott. Zunächst wird das Blatt in die DKP-Ecke gerückt: »Wenn es um den real existierenden Sozialismus geht, liest man in KONKRET Ungewohntes: Verständnis für Zwänge bis hin zum Militärrecht in Polen«, um ihm dann das Gegenteil vorzuwerfen: »Anders dagegen der Kulturteil von KONKRET. Ein Verständnis für die real existierende Friedensbewegung findet hier nicht nur nicht statt, sondern eine pauschale Aburteilung.«

Nun braucht man gar nicht darauf hinzuweisen, daß sämtliche Redakteure von KONKRET den Krefelder Appell schon unterschrieben hatten, als die SPD ihren Mitgliedern dafür noch mit Ausschluß drohte. Aber vielleicht muß man noch einmal daran erinnern, daß Hermann Gremliza dieses Blatt vor fast zehn Jahren als »nicht kommunistische und nicht antikommunistische Zeitschrift« gegründet hat, die sich ihrer Existenzberechtigung beraubt, wenn sie sich in andere Abhängigkeiten als in die von ihren Lesern begibt. Das muß weder Inserenten noch Kulturfunktionären gefallen.

Seit Manfred Bissinger Anfang 1982 die Chefredaktion übernommen hatte und er mich bat, den Kulturteil (wieder) zu redigieren (für Dehm »vielleicht der einzige Grund, 'Twen' hinterherzutrauern«, der Zeitschrift, die ich zuvor herausgegeben hatte), seit März '82 also hat sich die Leserschaft von KONKRET etwa verdreifacht.

Das mag auch mit daran liegen, daß in den Kulturbeiträgen nicht mehr alles für gut befunden wurde, was nur gut gemeint war, daß auch dort das thematische Spektrum erweitert wurde und daß zum Beispiel die Musikkritik nicht bei Bob Dylan aufhörte. Die Nach-Apo-Generation sollte als Publikum ernstgenommen werden und nicht nur als Objekt des 68er Zeigefingers.

Und selbstverständlich kamen da dann auch journalistische Exponenten dieser neuen, anderen Kultur wie Diedrich Diederichsen oder Rainald Goetz (»Irre«) zu Wort, lieferten (wie oft eigentlich in den letzten zwanzig Heften?) Hinweise auf ungewohnte Stile und Moden.

Ebenso selbstverständlich ist, daß sich die Redaktion nicht mit allem identifiziert, was sie an Autoren-Beiträgen veröffentlicht. Schon gar nicht, wenn die als Dokument vorgestellt werden. Wie zum Beispiel der Auszug aus der

Klagenfurter Rede von Rainald Goetz, über die sich nach der Stirneschlitzer-Aktion des Suhrkamp-Autors alle Feuilletonisten der Republik das Maul zerrissen, die aber niemand zur Kenntnis geben wollte. Hauptsächlich aus diesem Text hat Dehm seine krude Zitatensammlung gepflückt, die beweisen soll, daß »der politische Gegner in der Redaktion geistig repräsentiert wird«. Immer wieder bringt er Goetzens Wort von den »Chefpeinsäcken Böll und Grass« aufs Tapet, natürlich ohne zu erwähnen, daß auch diese beiden Autoren ihr Forum in KONKRET haben. Und die Frage, ob vielleicht Goetzens Rempeleien einen diskutablen Hintergrund haben könnten, stellt sich ihm schon gar nicht.

»Wenn aus der politischen Opposition in der Bundesrepublik nicht ein permanenter Kirchentag werden soll«, hatte ich zu dem Klagenfurter Auftritt geschrieben, »könnte sie diesem Rainald Goetz und seinen modernen Freunden ruhig mal zuhören... Wenn ihr nämlich niemand mehr sagt, wie platt ihre Plattform ist, dann könnte sie vor lauter Händchenhalten vergessen, wie man eine Faust macht.« Bei Dehm heißt das: »zustimmend kommentiert«.

Nein, zuhören ist nicht die Sache dieses Künstlers für den Frieden. Im »Vorwärts« schrieb Dehm über die Hamburger Friedensbewegung vom 22. Oktober:

»400.000 und drei Stundenlang nur Reden, Nachdenklichkeit und kein technischer Perfektionismus mehr ('Bei soviel Megawatt ist ein Nachdenken nicht mehr möglich', KONKRET 10183). Ergebnis: Dreihunderttausend wanderten Stück für Stück ab, man konnte schon akustisch kaum verstehen, was gesagt wurde, und was gesagt wurde, war zu lang, um aufgenommen zu werden... Unterhaltung fehlte bei der Hauptkundgebung.«

In der Tat, die Künstler aus dem Stall EMI/Musikant fehlten. Und jetzt ist es an der Zeit, dem Dr. Diether Dehm nicht nur Ignoranz, sondern durchaus auch Eigennutz zu unterstellen. Das macht er nämlich auch:

»Sie (die Musikkritiker) bangen um ihre Bock-Stage-Karten, um ihre Prominenten-Begegnungen, um ihre Promotionessen, sie bangen um ihre Wichtigkeit, denn außer einer meist dürftigen Bezahlung ist die Fiktion der Wichtigkeit das einzige, was die herrschende Klasse diesen Trittbrettfahrern an Brotkrumen vom Tische fallen laßt... Sie steigen in Musikprodukte ein wie Aktionäre der Frankfurter Börse in junge Aktien.«

Ist schon lustig, wie der Veranstalter von Promotionessen über seine Gäste denkt. Andererseits kann man über die Verleihung einer Goldenen Schallplatte an die »Musikant«-Gruppe bots (»Das weiche Wasser ... «) in »Rock-Session 7« aus dem Rowohlt-Verlag lesen:

»Beim Rotkohl sprechen wir Lerryn auf die mitessenden 'Bravo'-Leute an. Da kommt der bots-Entdecker in Fahrt und nimmt seine stillen Freunde in Schutz: Man könne doch 'Bravo' nicht über einen Komm scheren; kritisch und engagierte Leute gab's dabei ... «

Und bei KONKRET gibt's die nun nicht mehr. Dort erlaubt man sich sogar, nach der Glaubwürdigkeit von politischen Künstlern zu fragen, die sich von dem multinationalen Elektronik-Unternehmen EMI-Thorn bezahlen lassen. Denn dessen profitabelster Geschäftszweig ist die Militär-Elektronik.

Kann es nicht sein, daß den Computer-Technikern, die die Zielgenauigkeit von Waffen stetig verbessern, und den Strategen, die ihren Einsatz planen, das »Weiche Wasser« der bots geradezu nützlich ist? Diese Mutlangisierung des Widerstands, die Kerzen-Prozessionen, dieses »Stell Dir vor, es ist Krieg, und keiner geht hin« (in Anton Andreas Guhas »Tagebuch aus dem Dritten Weltkrieg« ist eindrücklich beschrieben, daß in einem modernen Krieg nichts störender ist als Menschen, die »hingehen«; Soldaten werden für die Vernichtung der Weit nicht mehr gebraucht).

In einem Leserbrief an die »Roten Blätter«, die Zeitschrift des MSB Spartakus, die sich über meine Kritik am Hamburger Festival der »Künstler für den Frieden« (KONKRET 10/83) ähnlich ereifert hat wie Diether Dehm, schreibt Franz Josef Degenhardt:

»Kaum erkennbar wurde, daß Literatur, Musik, Bilder, Lieder, Songs, also 'Kunst', aufgrund ihrer ganz besonderen Art und Weise, Wirklichkeit zu verarbeiten, zu beleuchten, auch zum Frieden hin eine eigenständige Erkenntniskompetenz haben und viel weiter bringen können als ein schunkelnd im Wunderkerzengeflimmer gemeinsam gesungenes 'We shall overcome'.«

Aber gut, wir müssen zur Kenntnis nehmen, daß solche Überlegungen bei einem Teil der KONKRET-Leserschaft offensichtlich nicht gefragt sind. Nicht nur bei Diether Dehm, der möglicherweise nur Angst um seine Pfründen hat (schließlich deckt sich ein Kern seiner Klientel mit dem Publikum von KONKRET, und er hat ja nur »freie Hand, soweit es im Rahmen unseres Unternehmens möglich ist«), nicht nur bei Clowns gegen den sauren Regen oder freien Mitarbeitern von »elan«, sondern bei einer ganzen Reihe von teilweise langjährigen KONKRET-Abonnenten, die sich in ihrem linken Getto recht gemütlich eingerichtet hatten.

Gettos können ziemlich groß sein, wie Dehms Appellant Osswaldt Todtenberg vom DGB beweist. Er beschreibt (leicht gekürzt) seinen Aufgabenbereich so: »Gewerkschaftliche Kulturarbeit will... die gewerkschaftliche Kulturarbeit und die gewerkschaftliche Arbeit aktivieren -und auch beleben.« Genug gelacht, der Kulturfunktionär kann auch weniger tautologisch: »Man muß immer wieder deutlich machen, daß es gerade Aufgabe der Kunst und Aufgabe kultureller

Aktivitäten ist, herauszufordern, zum Nachdenken anzuregen, Dinge anzusprechen, die noch nicht in allen Dimensionen durch Beschlüsse abgedeckt sind ... «

Und was, wenn sich die Kultur nun überhaupt nicht um das Antragspaket vom letzten Gewerkschaftstag schert? Halten zu Gnaden, Kollege Todtenberg, solch gewerkschaftlich orientiertes Kulturschaffen, wie es in Euerm Aufruf heißt, kann in KONKRET getrost ignoriert werden (was in den letzten beiden Jahren der Fall war), ja, könnte sogar »niedergemacht« werden (was nicht geschehen ist).

Dafür könnte sich die Redaktion selbst von Antonio Gramsci Schützenhilfe holen, von dem italienischen KP-Führer und Theoretiker, den sich Diether Dehm in seinem Pamphlet so oft zum Kronzeugen macht. Zitat von 1933:

»Daß der Politiker einen Druck ausübt, damit die Kunst seiner Zeit eine bestimmte kulturelle Welt ausdrückt ist eine Aktivität politischen, nicht kunstkritischen Charakters: Wenn die kulturelle Welt, für welche man kämpft, eine lebendige und notwendige Tatsache ist, wird ihre Expansivität unaufhaltsam sein, sie wird ihre Künstler finden. Aber wenn trotz des Drucks diese Unaufhaltsamkeit nicht sichtbar und wirksam wird, bedeutet das, daß es sich um eine gekünstelte und unechte Welt gehandelt hat, eine papierne Ausarbeitung von Mittelmäßigen, die darüber lamentieren, daß die Genies mit ihnen nicht einverstanden sind.«

Soviel zur Familie bots und BAP und ihrem Produzenten, der es für die »vornehmlichste Aufgabe der Kulturkritik und Musikrezension« hält, »über das Instrumentarium der Kulturkritik konstruktive Impulse zur Effektivierung dieses politischen Frontabschnitts (er meint die Friedensbewegung) zu geben«. Außerdem drängt er darauf, »heute jedem fortschrittlichen Kunstkritiker abzuverlangen, daß er mindestens in einer politischen Bewegung aktiv ist«. Jawoll, Genosse Kulturkommissar!

Wäre Dehm selbst in der politischen Bewegung »Künstler für den Frieden« aktiver als es der Horizont seiner geschäftlichen Interessen erlaubt, dann waren ihm vielleicht nicht so peinliche Formulierungen wie diese unterlaufen:

»Heller und Maffay sind in sonst keinem anderen Zusammenhang der Friedensbewegung bisher aufgefallen und nur beim Krefelder Appell. Also liegt nahe, daß Schulze mit diesen Bemerkungen.(es handelte sich nur um die Feststellung, daß die Friedensbewegung von Andre Heller bis Peter Maffay reicht - H.S.) den politisch am weitestgehenden Teil der Friedensbewegung, den Krefelder Appell, diffamiert.«

Ich wußte gar nicht, daß die beiden den unterschrieben hatten - natürlich begrüße ich das auf das entschiedenste. Aber von wegen nicht weiter »aufgefallen«: Obwohl er nicht zum »Musikant«-Label gehört, hat Heller für die Friedensbewegung eine ganze »Hymne« geschrieben, und im Bochumer Stadion sangen Zehntausende: »Erhebet Euch, Geliebte ... « Und Maffays Auftritte, unter anderem bei einem großen Friedens-Festival in der Westberliner Waldbühne, waren bei Publikum und Kollegen immer schon umstritten. Bei der Ulmer Kundgebung im Oktober führte das zu dem Spruchband »Lieber Pershing II als Maffay«, das Dehm dann auch später in seinem »Vorwärts«-Artikel (wenn auch falsch) zitiert, um KONKRET für diesen Blödsinn verantwortlich zu machen.

Ist das denn jetzt Lenins »Zweite Kultur«, daß man Maffay mögen *muß*?

Es wäre sicher kurzweilig, noch weitere Passagen aus Dehms Polemik wiederzugeben, nachzuweisen, wie er in einer Art Zitate montiert und verdreht, daß ich mir selber wie ein Schwein vorgekommen bin und erst mal nachlesen mußte, was ich geschrieben hatte, sein schlechtes Deutsch zu denunzieren und seine Wissenslücken.

Aber es gibt Wichtigeres. Eins sollte sich Dehm noch gesagt sein lassen; es ist von Brecht, damit er's ernst nimmt:

»Da das Instrument verstimmt ist

Sind die alten Notenbücher wertlos

Und so braucht ihr einige neue Griffe.«

---

* Lindenberg damals: » ... gerade auch die Politsänger, die fühlen sich ja schon sehr wohl in ihrer Rolle, haben sehr verstärktes Bewußtsein, weil sie sich für eine gute Sache sehr kräftig einsetzen. Aber was hat es geholfen - im Endeffekt doch nur sehr wenig.«

Konkret 01/84, S. 94

Diedrich Diederichsen

Bücher: Solidarität mit dem großen Bruder

Wie vorherzusehen war, schwappt eine Weile von Neuerscheinungen zum Thema »1984«in die Buchhandlungen

Das Friedensjahr 1983 endet mit Hochrüstung; aber mit der ominösen Jahreszahl Neunzehnhundertvierundachtzig wird sich eine neue »Bewegung« einmal mehr bereit erklären, eine allgemeinverständliche Minimalforderung zu stellen: den Nichtabbau der bürgerlichen Freiheiten. Die Rettung des Individuums.

Der Überwachungsstaat schaffe sich immer neue Methoden der Bespitzelung und Auskundschaftung; das Sicherheitsbedürfnis der Nuklearindustrie erfordere unmäßige Kontrolle; neue Medien, Kabel und Dateien knüpfen ein lückenloses Netz, um den Untertanen, citoyen, citizen, civis, einzelnen, DAS INDIVIDUUM, in jeder Nuance zu erfassen; fälschungssichere Personalausweise und elektronisch aufgezeichnete Sünden vermiesen den Individuen ihren Individualismus, und unsere schöne »Demokratie« (deren Erhaltung bekanntlich wichtiger ist als der Fortbestand der Welt) wird zum »totalitären« Staat. So und ähnlich sehen es die Verfasser von Anthologien, Broschüren, Agenden, Kalendern und Postkarteneditionen, die zur Zeit zum Thema publizieren. Woher kommt so ein Denken?

1948 war die Geburtsstunde des Romans »1984« und gleichzeitig die eines neuen Welt- und Feindbildes. An die Stelle der alten Gegensätze Sozialismus/ Kapitalismus, Kapital/Arbeit, Unternehmer/Arbeiter, Frei-, heit/Faschismus traten neue Polaritäten und die soziale Frage wurde kurzerhand suspendiert. Das weltpolitische Böse, das Nazireich und seine Ideologie waren zerstört und lagen vernichtet danieder. Eine Weltsicht mußte her, die das Gemeinsame des alten *bad guy* (Adolf) und des neuen (Iwan) hervorheben sollte. Churchill erhielt in den Kriegsgefangenenlagern die alte Struktur der Wehrmacht aufrecht und war bereit, Millionen deutscher Kriegsgefangener gegen die Rote Armee ins Feld zu jagen. Die Chance, das störende Sowjetreich zu besiegen, war für den Westen nie größer als zur Stunde Null. Die dazu und darumherum betriebene moralische Aufrüstung erfand den Totalitarismus, der eine Kontinuität der Kämpfe gegen den Faschismus mit den bevorstehenden Kämpfen gegen den, wie auch immer entstellten, Kommunismus vorspiegeln sollte.

Links und rechts war nun nicht mehr das Problem. Sowohl links als auch rechts waren abzulehnen, eine ominöse Mitte, die den Standort eines ideologielosen Kapitalismus markierte, war die gute Seite. Meine Generation wurde nach der Maxime erzogen, daß es prinzipiell zwei Staaten gäbe, solche mit Pressefreiheit und solche ohne; letztere spielten meistens auch schlechter Fußball. Der neue Gegensatz hieß Demokratie/ Totalitarismus und bildet bis heute die gültige Rechtfertigung für sämtliche noch so sinistren imperialistischen Reflexe des westlichen Bündnisses. Ein Manifest dieser Gesinnung war der Roman »1984«, geschrieben von einem Labour-Party-Member, das sich von Stalin persönlich enttäuscht fühlte und dem im spanischen Bürgerkrieg die Begriffe abhanden gekommen waren, als sich plötzlich Linke untereinander bekriegten. Moskaus brutales Vorgehen gegen Anarchisten und Trotzkisten rächte Orwell, der an der Seite der trotzkistischen Miliz P.O.U.M. gegen den Faschismus gekämpft hatte, indem er Stalin als diesen legendären Big Brother porträtierte, der mit seinen Televisoren in alle Winkel der Welt blicken konnte.

Das Interessanteste an Orwells SF-Vision ist die Darstellung der Propaganda im totalen Staat, in die manches Zeitgenössische wie der gerade erfundene neue Gegensatz (Demokratie/Totalitarismus) bewußt oder unbewußt eingegangen zu sein scheint. Die Technik, Politik mittels willkürlicher Benennungen zu rechtfertigen, durch Begriffe Realitäten umzuschreiben, beherrscht Orwells Ministerium der Wahrheit bereits zu einer Zeit, als man sich Begriffspaare wie »Arbeitgeber/Arbeitnehmer«, die Formel von der »Sozialen Marktwirtschaft« oder das mythische »Wachstum« erst noch ausdenken mußte. Werner Meyer-Larsen geht in seinem Beitrag zu dem von ihm herausgegebenen »Spiegel«-Buch »Der Orwell-Staat« recht ausführlich auf derartige Sprachregelungen ein und bringt diverse Beispiele aus Ost und West. Die westlichen sind dabei meistens die raffinierteren, schwerer durchschaubaren.

Bezeichnend auch, daß das im 1984-Staat proklamierte »Zwiedenken«, von Orwell hilflos als eine Entlarvung vermeintlich verlogen-totalitärer Züge des dialektischen Materialismus gedacht, sich in diesen meistens dichotomen Sprachregelungen wiederfindet. Doch wer nur in Gegensatzpaaren denkt, denkt nicht dialektisch. Wer die Welt in Gut und Böse aufteilt, ist kein Hegelianer. Ronald Reagans sogenannte »Jedi-Rede« (»Die Sowjetunion ist das Imperium des Bösen«) verdankt sich nicht der Dialektik, sondern, wie von der US-Publizistik richtig erkannt, »Star War Teil III« und dem Zwiedenken im »Wahrheitsministerium«.

Dennoch gilt für den Westen prinzipiell, daß nicht die Propaganda-Lüge, sondern subtilere, eben liberale Täuschungen die Regel sind. Die Lüge ist eine stumpfe Waffe und entspricht in der Geschichte der Propaganda dem Bajonett. Der Westen ist aber im 20. Jahrhundert auch auf diesem Sektor, im Gegensatz zum propagandistisch rückständigen Osten, längst bei atomaren Mehrfachsprengköpfen angelangt. Die meisten Autoren der neuen Bücher zur Orwell-Bewegung wie »Der große Bruder ist da« (herausgegeben von Alfred Pfaffenholz) und »Orwells Jahr« (herausgegeben von Dieter Hasselblatt), um nur die interessanteren zu nennen, orten die Gefahren, die das Ministerium der Wahrheit symbolisiert, vor allem im Osten, wo unsere segensreiche Pressefreiheit fehlt und Meinungen der staatlichen, nicht der Kontrolle eines freien Marktes

unterliegen. Nein, für den freien Westen fürchten sie Bespitzelung, Überwachung, Volkszählung, Dateien, BKA etc. und deren Folgen auf theoretisch-philosophischer Ebene: das Verschwinden der freien Entfaltung des bürgerlichen Individuums.

Ja, ja, das Individuum. Erfunden wurde es im ausgehenden 18. Jahrhundert. Während um sie herum das Bürgertum aufstieg, der Kapitalismus sich durchsetzte, die Industrialisierung begann, entdeckten nahezu zeitgleich Literatur, Medizin, Kriminologie, Pädagogik etc. den einzelnen. Und sie gingen ihm nach. Verfolgten seinen Weg, bespitzelten ihn. Die Mediziner schrieben Krankengeschichten, die Kriminologen individualisierten das Beweismittel, die Schriftsteller schrieben Bildungsromane. Die Überwachung des Individuums machte das Individuum sichtbar, erst möglich.

... gut 200 Jahre später. In der Zwischenzeit war alles weitergegangen, vorwärts und voran. Individualismus ist die Doktrin der westlichen Industriegesellschaften geblieben. Das Oberindividuum ist dort der Star. Wie Steckbriefe eines gesuchten Verbrechers hängt sein Bild an allen Ecken des Öffentlichen. Sein »individuelles«, intimes und privates Leben wird bis ins Detail ausgeforscht. Das Superindividuum der Zukunft, der Bürger des gefürchteten Orwell-Staates, lebt bereits als Vorbild im Star. Er ist das perfektionierte Individuum.

Das perfektionierte Individuum führt zwangsläufig zum perfekten Überwachungsstaat. Denn darin besteht die große Lüge der bürgerlichen Freiheit, daß das Individuum, gottgegeben, jenseits des Blickes, der auf es gerichtet ist, existiere. Ohne Überwachung kein Individuum, erst der fälschungssichere Personalausweis gibt ihm seine letzte Weihe, vollendet seine Existenz, bescheinigt ihm garantierte Einzelhaftigkeit. Der Scheinwiderspruch Individualismus/Big Brother ist nur dazu da, von den realen Widersprüchen abzulenken.

Als wir Schüler in den frühen Siebzigern Orwell lasen, wollten wir eh keine Individuen sein, und wir waren trotzdem fasziniert. Mit welcher Lust eine Welt beschrieben wurde, die nur mies, falsch schlecht und verregnet war. Dieser Wille zum Drittklassigen, zum Dreck. Der eklige Victory Gin, die Einheitskleidung, die Formelsprache (ENGSOZ), der Unrat und die Armut. Wir kauften uns gleichförmige, schrabbelige Trainingsanzüge und hörten David Bowies »l984« und »Big Brother«: »Someone to blame us/someone to follow/someone to shame us/.. /someone to fool us/someone like you/We want you, Big Brother!«

Andy Warhol erklärte zur gleichen Zeit, er wünsche sich den Overall als Einheitskleidung. Wir liebten die Zeitschrift »China im Bild«. Andy Warhol sagte, jeder werde in der Zukunft für fünfzehn Minuten berühmt sein. Jeder ein Star, jeder im Show Business, jeder im Computer, jeder in der beobachtenden Fahndung. Es war logisch und simpel. Bis zum Überdruß waren wir vollgepfropft von liberaler Verschleierung aber wir reflektierten oder verbalisierten unser Unbehagen nicht, sondern wir verliebten uns in das, was im liberalen Weltbild der Feind ist. *Totalitarismus ist geil*.

Nichts von alledem in den neuen Büchern zum Thema. Hier laßt man sich ganz auf den alten Mythos ein, wie in den Fernsehdiskussionen, wie überall, mal mehr, mal weniger intelligent. Es interessiert nur am Rande, wie das Buch geschrieben ist, welcher Tatsache es seine ungeheure Wirkung verdankt (nämlich der, daß es so gut geschrieben ist, mit dem Herzblut des Enttäuschten). Auch nicht, wie es heute anmutet: seltsam, sich mit der schrabbeligen, schon zur Entstehungszeit veralteten Televisor-Technologie ernsthaft auseinanderzusetzen. Es interessiert meistens ausschließlich die konkrete Anti-Utopie und die Wahrscheinlichkeit ihrer Durchsetzung. In Hasselblatts Buch gibt es ein paar hübsche Spinnereien aus dem Science-Fiction-Genre, aber auch Leszek Kolakowski und einen Jörg Fauser, der darauf verweist, Sorgen müsse man sich eher um die »barbarische Wirklichkeit« im Osten als um etwaige Gefahren eines totalen Kapitalismus (der Faschismus heißt) im Westen machen. Bei Alfred Pfaffenholz überwiegt die konkrete Angst vor konkreten Maßnahmen von Innenministerium und BKA. Nicht zu Unrecht, natürlich. Dennoch begegnet man zu oft dem Denkfehler, nicht nur in diesen Büchern, die neuen Medien und Technologien seien der Motor einer neuen Repression. Sie sind lediglich ein Mittel, über dessen Einsatz nach wie vor politische und ökonomische Faktoren entscheiden. Es geht um die Software, um die Programme im Hirn des Zimmermanns, und das ist die uralte klerikalkonservative, faschistoide Scheiße des vorvorigen Jahrhunderts. Oder So.

Gleichzeitig wird immer wieder vergessen, daß die dergestalt verteufelten neuen Medien ein ebenso großes neues Feld für Unterwanderungen und andere subversive Betätigungen eröffnen. Früher wurden aus Einwohnermeldeämtern Blankopässe entwendet, morgen können es Codewörter sein. Die archaisch-stalinistische Gedankenpolizei von George Orwell hatte keine Gegner zu fürchten; der Computerstaat wird sich dagegen mit Heerscharen von Computer-Kids herumzuschlagen haben. Es ist also nur eine sentimentale Fehleinschätzung, massenweise das Beibehalten einer Schimäre (bürgerliche Freiheiten) einzuklagen. Es kommt jetzt darauf an, die neue Lage zu erkennen, sich neuer Medien und Techniken zu bemächtigen und dabei schneller zu sein als der derzeit herrschende katholisch-konservative Klüngel.

»Liebe ist verboten im neuen Staat«, greinte schon Peter Maffay vor Jahren, Orwell-inspiriert. Und dieses Leitmotiv durchzieht denn auch zu viele der »1984«-Texte, die man uns jetzt vorlegt. Die Liebe setzen neue und alte Staaten nur zu gerne für ihre Zwecke ein, das sollte bekannt sein, 1 und wir fanden die Affäre von Orwells Winston Smith schon immer sehr weinerlich und doof, die große literarische Schwäche des Romans.

Komisch, daß dieser kleinbürgerliche Unsinn jahrzehntelang mehr Menschen fasziniert hat als die negativ-perfekte Welt des großen Bruders, die jenseits aller literarischen Faszination inzwischen auch aus politischen Gründen nach unserer Solidarisierung verlangt. Die »semiotische Vergiftung« (Guattari) hat einen Grad erreicht, wo die politische Sprache ökologisch umkippt. »Alle Deutschen wollen den Frieden«, sagt Helmut Kohl. Und ihre demokratisch gewählten Repräsentanten entschieden für den Krieg. Da muß man doch dem Ministerium der Wahrheit folgen, dessen Maxime lautet KRIEG IST FRIEDEN, und fordern: »Solidarität mit Big Brother!«

George Orwell: 1984 - Ein utopischer Roman«, neu übersetzt von Michael Walter, Ullstein-Verlag, ca. 320 Seiten, 20 Mark, erscheint Anfang Februar 1984;

Werner Meyer-Larsen (Hrsg.): »Der Orwell-Staat«, Rowohlt Verlag, 189 Seiten, 14 Mark;

Alfred Pfaffenholz (Hrsg.): »Der Große Bruder ist da«, Postskriptum Verlag, 283 Seiten, 25 Mark;

Dieter Hasselblatt (Hrsg.): »Neunzehnhundertvierundachtzig«, Ullstein-Verlag, 220 Seiten, 24 Mark;

David Bowie: »1984« und »Big Brother« auf der LP »Diamond Dogs«

Konkret 01/84, S. 96

Jürgen Saupe

Bücher: Die Messer herzeigen

Eine notwendige Lektüre: Zwei Bücher über die kaum abwendbare Zwangsläufigkeit des Atomkrieges

Anton Andreas Guha zitiert in seinem Buch »Ende« den Bürgermeister von Hattenbach, dem hessischen Ort, der in US-Strategien und in einem CBS-Fernsehfilm als »Ground zero« für den Atomkrieg herhalten muß. Zur Begründung für seine Weigerung, sich diesen Film anzuschauen, meinte der Bürgermeister, wenn er beschlossen habe, eine Sau zu schlachten, zeige er ihr nicht dauernd das Messer. Auch Guhas »Tagebuch aus dem Dritten Weltkrieg« ist solch ein Messer. Ebenso wie Jürgen Bruhns Arbeit »Schlachtfeld Europa«

Wer diese Bücher liest, tut sich etwas an. Das ist keine Warnung, sondern eine Empfehlung! Wer diese Bücher, liest, wird künftig mit einem anderen Kopf Zeitung lesen, Radio hören und fernsehen, wird mißtrauischer sein gegenüber Erklärungen dieser unser Politiker und gefeiter gegen Propaganda.

Bruhn und Guha, beide Jahrgang 1937 (auch wenn Bruhn vom Verlag ein Jahr älter gemacht wird) und beide Journalisten, schreiben zum selben Thema und doch etwas völlig anderes. Der eine - Bruhn - ein Geschichtsbuch. Der andere - Guha - ein Zukunftsbuch. Trotzdem stehen beide in der Gegenwart und zur Friedensbewegung, wenn auch in verschiedenen politischen Lagern. Beide haben liberale bis links-liberale (falls es das denn gibt) Arbeitgeber: Bruhn ist beim »Spiegel«, Guha bei der »Frankfurter Rundschau«. Das soll ihnen nicht vorgehalten werden, aber es hat sie beide erkennbar Kraft gekostet und läßt sie meiner Meinung nach auch Konzessionen machen, die nicht nötig wären.

Das Buch von Jürgen Bruhn hat das Verdienst, eine Lücke zu füllen, welche unsere Geschichtslehrer oder die ihnen befohlenen Lehrpläne mit Absicht offenlassen: Es ist eine kritische Würdigung der Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Der Autor, der als Politologe und Zeitgeschichtler akademischer Lehrer in den USA war, arbeitet heute im Archiv des »Spiegel« und hat dadurch den Zugriff auf eine Riesensammlung von Fakten. In ihrer Summe ausgebreitet bietet sie ein für viele Leser sicher völlig neues Bild der USA. Care-Pakete nach dem 2. Weltkrieg, der Marshall-Plan oberflächlich betrachtet, die Rolle der USA in Westberlin und ihre angebliche Funktion als Verbündeter der Bundesrepublik und »Garant der Freiheit« in der NATO haben in einem Land wie der BRD mit durch Besatzungsrecht eingeschränkter Souveränität, ausgesuchten und bezahlten Politikern und Zeitungsbesitzern ein lange Zeit ziemlich perfektes Propaganda-Bild der USA gezeichnet. Die wichtigsten Meinungsbildner in dieser Republik sind von den USA gesponsert oder bezahlt oder ausgebildet worden. Dem setzt Bruhn die Fakten entgegen. Heraus kommt das Bild einer kriminellen Vereinigung mit der Zentrale in Washington, die mit rücksichtslosem Einsatz wirtschaftlicher und militärischer Macht weltweit Absatzmärkte schafft und Rohstoffmärkte für sich sichert.

Das Manuskript von Bruhn war fertig, bevor US-Präsident Ronald Reagan den Überfall auf Grenada startete. Man könnte aber meinen, die US-Propagandisten im »Weißen Haus« hätten die Begründungen für das Ding, das Reagan in der Karibik drehte, von Bruhn abgeschrieben. Sie haben aber nur auf Drehbücher zurückgegriffen, nach denen die USA schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts Imperialismus betrieben haben. Um die »Sicherheit der USA« ging es schon, als Washington Kolumbien um den Teil seines Landes brachte, der heute Panama heißt und einen von den USA beherrschten Kanal besitzt. Der schlichte Grund: Den USA war der Weg um Kap Horn zu weit. Um die »Sicherheit von US-Bürgern«, wie den amerikanischen Medizinstudenten in Grenada, ging es früher ebenso wie um den »Schutz amerikanischen Kapitals«. Mit solchen Vorwänden begründen die Amerikaner die Sicherung ihrer Märkte, wie sie es heute tun, wenn sie von der »Eindämmung des Kommunismus«, dann der »Enthauptung des Kommunismus« sprechen und entsprechend handeln.

Bruhn zeichnet die Entwicklung der US-Strategien nach dem 2. Weltkrieg von Korea über den Sturz Mossadeghs im Iran über Vietnam bis zur Gegenwart nach - vor dem Hintergrund der waffentechnologischen Entwicklung. Und er weist schlüssig nach, daß in der Reagan-Administration unverkennbar der Versuch gemacht wird, endgültig für die USA die Rohstoffmärkte der Welt zu sichern. Dazu will man die Sowjetunion »enthaupten«, wie es der amtierende US-Präsident und seine Komplizen unverblümt erklären. Diesem Ziel dient die Stationierung . der Pershing-II-Raketen in der Bundesrepublik. Deren extreme Zielgenauigkeit, verbunden mit einer Anmarschzeit von der Bundesrepublik bis nach Moskau von maximal acht Minuten, muß für die Sowjetunion eine Kriegserklärung sein. Vorwarnzeiten entfallen, Irrtümer werden lebensgefährlich. Und für die USA bedeuten solche Irrtümer noch einen Vorteil: Bei jedem sowjetischen Gegenschlag auf Angriffe aus der BRD wäre das Kapital der USA einen Konkurrenten in Europa los. Herrliche Marktperspektiven, aber auch Notwendigkeiten für die USA: Denn die von Reagan beschlossene Investition von 1. 900 Milliarden Dollar für Rüstung in wenigen Jahren würde die USA und ihre Wirtschaft ruinieren, wenn man nicht am Ende weltweit billige Rohstoffe, fehlende Konkurrenten und jeder Ausbeutung hilflos ausgesetzte Dritte-Welt-Länder vorfände.

Die USA brauchen und wollen den 3. Weltkrieg. Bruhns aus der US-Geschichte abgeleitete Analyse ist kein Phantasie-Produkt. So wie Hitler lange vor dem 2. Weltkrieg schriftlich und mündlich seine Ziele deutlich gemacht hat, so tut es Reagan, tun es seine Minister und Berater. Hitler nicht ernst genommen zu haben und gegen ihn nicht mit allen Mitteln

vorgegangen zu sein, ist die Schuld unserer Eltern und Großeltern. Wenn wir überleben wollen, dürfen wir nicht wieder schuldig werden. Um so mehr nicht, wenn wir an künftige Generationen denken. Das ist die Realität.

Noch keine ist, was Anton Andreas Guha schreibt. Sein Tagebuch des 3. Weltkrieges ist noch Zukunft. Seine Schilderung spielt - nicht exakt beschrieben - in den 90er Jahren dieses Jahrhunderts. Hier ist mit ihm der Optimismus durchgegangen. Soviel Zeit, soviel Frieden, werden wir nicht haben. In solch ferne Zukunft kann das US-Kapital nicht investieren. Einmal nicht, weil soviel Investition eine Rendite erfordert, und zweitens, weil nur *jetzt* die USA mit ihrer ersten Generation intelligenter Waffen und ihrem Laser-Kriegsgerät im Weltall einen entscheidenden Vorteil herausgerüstet haben.

Guha, ein militärischer Fachmann, weiß das wohl. Aber die Basis seines Buches ist eine deterministische Philosophie. Für ihn ist die menschliche Existenz mit ihrer Intelligenz eine Fehlleistung der Natur, die von dieser korrigiert wird. Das faszinierende, gut geschriebene Buch ist der Versuch einer Auto-Psychotherapie. Hier schreibt sich ein weil liebender, leidender Mensch von der Seele, was ihn beinahe umbringt. Im Buch, als siechendes Opfer des Holocaust, tut er es schließlich selbst.

Dieser Determinismus ist unerträglich. Jemand wie Guha, der Abläufe im journalistischen Gewerbe so scharfsinnig beschreibt, sollte auch sehen, daß es eben nicht eine anonyme Natur ist, die intelligente, superschnelle Kernwaffen aufstellt, sondern die US-Regierung für das amerikanische Kapital und mit ihr Komplizen in Bonn und anderswo. Und hier kann noch was getan werden.

Und hier wird was getan. Die Rohstoffe der Dritten Welt, auf die die USA scharf sind, sind nur so billig, wenn die Menschen dort sozial ausbeutbar sind. Wenn die UdSSR Freiheitsbewegungen unterstützt - von Kuba bis Äthiopien, von Angola bis Vietnam -, hält sie hier dagegen. Auch in Afghanistan, was Bruhn in seinem Buch anprangert! Und auch dann noch, wenn - was stimmt - Guha in der UdSSR die Herrschaft einer Elite kritisiert. Nur: Auf die Ziele dieser Elite und ihre Möglichkeiten kommt es an. Und hier gibt es Aufgaben: Für die Friedensbewegung und für alle, die überleben wollen. Wenn der US-Wirtschaftsimperialismus, wenn der atomare Holocaust abgewendet ist, kann immer noch für eine gerechte Welt gestritten und gearbeitet werden. Aber erstmal heißt es: überleben! Und das ist keine Farce.

Jürgen Bruhn: »Schlachtfeld Europa Oder Amerikas letztes Gefecht«, Dietz-Verlag, 224 Seiten, 12.80 Mark

Anton Andreas Guha: »Ende - Tagebuch aus dem Dritten Weltkrieg«, Athenäum-Verlag, 181 Seiten, 16,80 Mark

Konkret 01/84, S. 98

Ernst Jacobi

Bücher: Tina Stolz-Stroheker

Ein Verzeichnis deutschsprachiger Schriftsteller ist zum Jahrmarkt der Eitel- und Mittelmäßigkeiten geraten

»Das Munzinger-Archiv hat sich mit Kurzbiographien von Persönlichkeiten aus allen Bereichen des öffentlichen Lebens einen Namen gemacht.« Diesen Namen sollte man getrost vergessen, denn er ist bloß gemacht. Feuilletons, Nachrufe und andere Unnötigkeiten basieren auf den Angaben des Munzinger-Archivs. Dieses beruht auf Unwissen, Verschleierung und Anmaßung, nämlich dem Eigenlob von exakt 250 deutschsprachigen Schriftstellern der Gegenwart. Der Beliebigkeit erschrocken gewahr werdend, redet man sich raus: »Bei einer Auswahl von 250 Schriftstellern kann selbstverständlich auch nicht annähernd von Vollständigkeit gesprochen werden. Ebensowenig kann man mit 250 Namen einen repräsentativen 'Querschnitt' durch die deutschsprachige Literatur vorlegen. Die Auswahl muß also *irgendwo* subjektiv bleiben.« Aber warum dann der geschäftige Aufwand? So hat man sich einfach 250 Namen gemacht, zum Beispiel: Bartoscheck-Rechlin, Eva (D); Bohren, Rudolf (CH); Brunk, Sigrid (13); Dürrson, Werner (D); Einwanger, Josef (D); Gabel, Gabel (D) (?)

Vor dem berühmten Werner Dürrson, der bekanntlich als Sohn eines Technikers und einer Hausfrau in Schwenningen/ Schwarzwald geboren wurde, fehlt der unbekannte Dürrenmatt. Besonders faszinierte uns Gabel Gabel, der sich als Name Wolfgang Erich Gabel herausstellte, und dem ein kaninchenhaftes Schöpfen nachgesagt wird: 20 Romane, 30 Hörspiele. Preise. Völlig unbekannt; aber Redakteur.

Kaum erholt man sich von dem Unkritischen Lexikon der deutschen Gegenwartsliteratur des Literaturquirls Heinz Ludwig Arnold, schlägt Munzinger in die gleiche Gehirn- und Geschäftskerbe. Man schwankt von Unbedeutendheit zu Unbedeutendheit - aber Peter Weiss fehlt, Peter Paul Zahl lebt unbehelligt, Lettau und Kunert usf. usf. finden nicht statt, dafür jedoch unsere Kulturträgerin TINA STOLZ-STROHEKER.

Die hilflosen Selbstdarstellungen sprachloser Schwätzer, sinnloses Gefasel über literarische Vorbilder, private Unerheblichkeiten, literarische Geschäftigkeit, Freunde, Ehefrauen Kinder in mehr oder eher weniger deutschsprachigen Schriftstellern angemessenen Phrasen könnten ein Satirebuch füllen. Aber das liegt vor: 250 deutschsprachige Schriftsteller entlarven die Gegenwartsliteratur; lieblos und beliebig aus einem überforderten Archiv, das auf jämmerlich komischen Selbstauskünften beruht, gezerrt in die Banalität einer deutsch sprachlosen Finanzbeamtendiktion.

Munzinger-Archiv (Hrsg.): »Literaten«, Verlag Archiv für Publizistik, 320 Seiten, 48 Mark

Konkret 01/84, S. 99

Reinhard Kahl

Bücher: Gibt es bald keine Kinder mehr?

Vor allem dem Fernsehen gibt der US-Medienforschor Neil Postman die Schuld um »Verschwinden der Kindheit«

Selten ist ein Buch schon vor der Veröffentlichung der deutschen Übersetzung so sehr als Enthüllung gefeiert worden. »Spiegel«, »Psychologie heute« und die betulichen »Bilder aus der Wissenschaft« im Fernsehen murmelten die These von Neil Postman nach: »Kindheit verschwindet«. In der Tat ist die These so offensichtlich, daß Postman wenige Belege reichen: zwölfjährige Mädchen gehören in den USA zu den höchstbezahlten Fotomodellen. Sie stellen jedoch keine Kinder oder Jugendlichen dar, sondern erwachsenen Sex-appeal. Aber was heißt erwachsen? »Wenn ich zu zeigen versuche, daß heute die Kindheit verschwindet, dann will ich damit zum Ausdruck bringen, daß eine bestimmte Form von Erwachsenheit ebenfalls unweigerlich zu verschwinden droht.« Das neue Ideal nennt Postman den »Kind-Erwachsenen«, wie ihn die Seifenwerbung seit langem hellsichtig proklamiert: Mutter und Tochter auf einem Foto. Aber das erfährt man erst im Text. Beide sehen aus wie knapp über 20.

Mit diesen einleuchtenden Beispielen aus der Medienwelt verläßt Postman die verwirrende Empirie, denn er meint, das historische Koordinatenkreuz für Aufkommen und Verschwinden der Kindheit gefunden zu haben. Kindheit entstand im 16. Jahrhundert mit der Erfindung des Buchdrucks und geht im Siegeszug der elektronischen Medien unter. Vor allem das Fernsehen sei schuld. Postman bedauert das. Im Garten der Kindheit wuchs die moderne »Civilite«, und sein Verwildern sei Anzeichen neuer, infantiler Barbarei. Diese These wird nun auf 171 Seiten variiert. Ähnlich einer Titelgeschichte im »Spiegel«: endloses Kreisen von Indizien, Metaphern und abschließenden Sätzen. Bald ermüdet der Leser beim zustimmenden Kopfnicken, aber mit dem Zweifel an Postmans Patentanalyse wird die Lektüre schließlich produktiv.

Ausgangspunkt also ist die These, daß Kindheit als besonderer sozialer Raum eine Erfindung der Neuzeit ist. Das hat Philipp Aries in seiner »Geschichte der Kindheit« überzeugend dargelegt: »Die alte Gesellschaft versammelte ein Maximum an Lebensformen auf einem Minimum an Raum und nahm das bizarre Nebeneinander von unendlich verschiedenen Klassen hin, wenn sie es nicht geradezu erzwang. Die neue Gesellschaft wies jeder Lebensform einen getrennten Bereich an.« Man erinnert sich an die derben Dorffeste auf Pieter Brueghels Gemälden: Kinder sind kleine Erwachsene, jung und alt ißt, pinkelt, onaniert und liegt sich berauscht in den Armen. Kinder und Jugendliche hatten das gleiche Leben. Erst mit der Ausweitung von Geldwirtschaft und Arbeitsteilung wurde die Gesellschaft in unterschiedliche Bereiche aufgeteilt. Es entstanden Arbeitshäuser, Lernhäuser, Krankenhäuser, kurz, es entstand die entfremdete Gesellschaft, deren Erwachsensein Kindheit in einer vorkapitalistischen Provinz zurückgelassen hatte.

Die Geburt der Neuzeit reduziert Postman allerdings auf ein Ereignis, die Erfindung des Buchdrucks und die neue Kultur des Lesens und Schreibens. Schulen werden notwendig, weil es Zeit braucht, die Technik der Literalität zu erlernen. Disziplin, Aufschieben der Bedürfnisbefriedigung und die Unterwerfung des Körpers unter den Geist, dies sind in Postmans Argumentation einzig Funktionen der neuen Kulturtechnik, Folgen der »Erfindung Gutenbergs«. Seitdem heißt Erwachsensein, Zugang zum Wissen zu haben und Kindheit, vor den Geheimnissen der Erwachsenen zu stehen.

Der autonome, ja antisoziale Leser, Autor oder Buchhalter gibt in der Tat eine hervorragende Metapher auf den bürgerlichen Charakter ab. Nur bleibt Postmans Beschreibung der Lebensformen im Metaphorischen. Von Geld, Lohnarbeit und protestantischer Arbeitsethik ist nicht die Rede. Fernsehen wird ihm zur Quelle kultureller Zerstörung. Auch hier nimmt Postman die Metapher für die Realität. Und er trauert der Kindheit nach, weil er nichts Neues kommen sieht. Um das Grauen des neuen Zeitalters abschreckend zu zeichnen, muß er ‚Kindheit idealisieren. So bleibt der Garten Kindheit in nostalgischem Nebel.

Dieser Garten war aber immer widersprüchlich. Er war der Traum von verlorener Spontaneität und Freiheit. Wo er sich der neuen Vergesellschaftungsdisziplin entzog, wurde aber jeder Wildwuchs bekämpft. Kinder wurden für sündhaft und verführerisch gehalten und ins kalte Wasser getaucht/getauft. Sie galten als raffiniert und triebhaft, und Vater Schreber konstruierte Geradehalter und Antionaniergürtel. Außerdem erfand er den idyllischen Schrebergarten. Sein Sohn wurde verrückt und Freuds berühmtester Fall.

Der Garten der Kindheit war beileibe nicht nur Schonraum, sondern wurde zunehmend zur wohlgeordneten Plantage beschnittener Formationen. Militärpädagogik ist älter als rührselige Erzieherideologie.

Am Ende dieses Prozesses ist Kindheit selbst am Verschwinden, der Nachwuchs wird eingeschlossen in die Dreizimmerwohnung, von erfolgsversessenen Eltern mit logischen Klötzen und anderem Lernspielzeug bombardiert und mit den Trainingsprogrammen der Fischertechnik auf Erfolg und Leistung getrimmt.

Die Alltagswelt der Kinder übergeht Postman. Für ihn besteht sie im wesentlichen ohnehin nur aus Fernsehen. Und das braucht niemand lange zu lernen. Vor der Glotze seien alle gleich. Zehnjährige und Fünfzigjährige. Das gefräßige Fernsehprogramm zerstöre jedes Tabu, mithin die »Geheimnisse des Erwachsenseins«. Jedes Wissensprivileg gehe flöten,

keine Anstrengung mehr sei lohnend. Mit anderen Worten, der Rückfall ins Mittelalter, in dem es keine Kindheit gab, weil die meisten Menschen ohnehin infantil geblieben waren. Für alle Kulturkritiker eine verführerische These, frischer Saft für ihre geliebte, ranzige Larmoyanz.

Die Computer-Consult-Firma des 17jährigen Schülers Vincent Price berät die Unterrichtsbeamten von 30 amerikanischen Schulbehörden und Kleinuniversitäten.

Der 14jährige Eugene Volokh aus Los Angeles verdient als Software-Berater von 20th Century Fox zweieinhalbtausend Dollar im Monat.

Der 11jährige Fünftklässler Rawson Stowall aus Texas bedient bald 100 Zeitungen mit seinen Kolumnen über Videospiele und Computer-Programme.

Ist der Fünftklässler, der mit seinen Video-Kolumnen bald Dollarmillionär sein wird, noch ein Kind?

Sind 17jährige Computerbusinessmen, die die Vorgesetzten ihrer Lehrer beraten, Jugendliche?

Mit Sicherheit sind die Computerkids keine Bestätigung der von Postman befürchteten neuen Infantilität. Aber vielleicht sind sie der Nachwuchs für eine technokratische Elite, die die neue Technik beherrscht und der dumpfen Masse vor der Glotze und den Videospielen das Know how verweigert? Auch diese Apokalypse paßt ins beliebte Verelendungsbild, aber vieles spricht dagegen. Zum Beispiel, daß die Kolumnen des 11jährigen die Technik durchschaubarer machen (auch für Ältere), und auch von Kleincomputern kann kaum behauptet werden, durch sie würden die neuen Techniken auf Privilegierte beschränkt.

Das Verschwinden der Kindheit ist also mindestens ebenso widersprüchlich, wie es Kindheit selber war - und noch ist. Das ließe sich an den neuen Kommunikationsmedien auch vorzüglich zeigen. Denn sie sind universell und degradieren zugleich jedes Wohnzimmer zur Provinz, mit ihnen ließe sich die Herrschaftszentrale knacken - mitsamt der »erwachsenen« Wissensprivilegien und ihrer Geheimnisaura - und die Zentrale läßt sich mit ihnen auch neu sichern.

Da wächst in der Tat ein neuer Sozialtyp heran: Ob er allerdings ein infantiler Kind-Erwachsener sein muß, der in endloser Vorlust eine ewige Jugend halluziniert oder ob jenseits von kindlich/kindisch und erwachsen/verwachsen Menschen mit Kompetenz und Verantwortung zusammenleben werden, das ist eben keine theoretische, sondern eine politische und kulturelle Frage.

Konservativer Pessimismus á la Postman und bescheidwisserische linke Larmoyanz könnte das *Kind* mit dem Bade ausschütten. Da seien die neuen Computer- und Telekids vor.

Immer mehr kids wollen und können nicht erwachsen werden. In den Statistiken der Bundesanstalt für Arbeit gibt es eine merkwürdige Rubrik, die Schwundquote. Das sind Jugendliche, die zwar als Schulabgänger gezählt worden sind, aber weder als Student, Lehrling, Arbeiter oder Arbeitsloser auftauchen. In den letzten Jahren verschwanden mehr als 200.000 in dieser Dunkelkammer der Statistik.

Die Lektüre von Neil Postmans »Verschwinden der Kindheit« hat mich wütend gemacht, wenn er alles auf seine genüßliche Untergangsthese bügelt. Ich höre schon die geschwätzigen Pauker abends in der Kneipe nach einer GEW-Versammlung. Der konservative Postman bringt ihnen neue Stichwörter für ihre Klage über die Jugend und daß es jetzt schon bei den Kindern anfängt und eigentlich sowieso nichts mehr geht. Aber mit etwas Widerstand gelesen, verspreche ich eine erkenntnisreiche Lektüre zu einem der spannendsten Themen, die es gibt.

Neil Postman: »Das Verschwinden der Kindheit«, Fischer-Verlag, 192 Seiten, 25 Mark

Konkret 01/84, S. 100

Erich Kuby

Bücher: Ein Schoßkind Hitlers

Edouard Calic zeigt den NS-Massenmörder Heydrich nicht als Individuum, sondern als Funktionär

Der Autor dieser neuen Biographie vom elegantesten Massenmörder des Großdeutschen Reiches ist eine fast ebenso interessante Figur wie der Gegenstand seiner sorgfältigen Untersuchung des Wesens und Wirkens seines Anti-Helden. Freilich steht der Jugoslawe Edouard Calic auf der anderen Seite des Hügels, er ist Antifaschist und Humanist und vielleicht nach Wiesenthal der beharrlichste intellektuelle Spurensucher im Verbrechertum der deutschen Herrschaft zwischen 1933 bis 1945. Für die Aufhellung der für die Sicherung der Hitler-Herrschaft so wichtigen Reichstags-Brandstiftung hat Calic in Paris ein Institut ins Leben gerufen, und überhaupt gibt er keine Ruhe, pendelt zwischen seinen Wohnsitzen in Traunstein/ Oberbayern, Pula/Jugoslawien und Paris, kennt Gott und die Welt, und wenn er eine China-Reise macht, wird er dort empfangen, als sei er der Schulfreund Maos gewesen.

Damit ist wohl schon gesagt, daß von Calic ein kühlen Blutes, mit der Objektivität des gelernten Historikers geschriebenes Buch nicht zu erwarten ist. Sein Engagement hat den Vorteil, daß er immer das ganze Geflecht des deutschen Verbrecherstaates vor sich sieht und den Hinter- bzw. Untergrund mitbeschreibt, auf dem ein solcher Typ wie Heydrich zu einem der mächtigsten Handlanger Hitlers werden konnte.

Als einer der ganz wenigen Nationalsozialisten sah er wie ein Schulbeispiel aus der NS-Rassenkunde aus, arisch von oben bis unten, und angeblich soll er sogar Debussy geliebt haben. Schon 1934 übt er eine führende Funktion in der Geheimen Staatspolizei aus - ich wage nicht Gestapo zu schreiben, vielleicht wissen viele Leser nicht mehr, was das Kürzel bedeutet -, und 1939 war er Chef des Reichssicherheitshauptamtes,

der seine »Einsatzgruppen« vom Zügel lassen konnte, als die deutschen Armeen die Sowjetunion überfielen. Er war in der Tat, wie der Buchtitel lautet, eine Schlüsselfigur des Dritten Reiches, und als er vor rund 40 Jahren in Prag einem Attentat der tschechischen Untergrundkämpfer zum Opfer fiel, hatte die »Endlösung« einen ihrer fähigsten Organisatoren verloren.

In diesen seither vergangenen vier Jahrzehnten traten mehr und mehr Zeitgeschichtler auf den Plan, die, um mit einem ehemaligen Chefredakteur des »stern« zu sprechen, die Geschichte des Dritten Reiches im allgemeinen, der »Endlösung« im besonderen, umschreiben wollen derart, daß eigentlich gar kein Plan für den Völkermord vorgelegen, er sich vielmehr so peu a peu entwickelt habe.

Calic nimmt sich in ganz wesentlichen Teilen seines Buches dieser Weißwäscher an, und was er ihnen zu sagen hat, kann ihnen nicht gefallen. Um so mehr gefällt es dem Rezensenten, der die Lektüre des Buches nicht nur empfiehlt, weil es, Heydrichs Tätigkeiten beschreibend, die ganze Mordszene ausleuchtet, in die sich die deutsche Welt verwandelt hatte, sondern auch Schlaglichter auf die Maulwurfsarbeit nicht weniger »Historiker« wirft, die schließlich herausfinden, daß Auschwitz ein human geführtes Gefangenenlager gewesen sei. Das wird ihnen in der westdeutschen Publizistik weit weniger übel genommen als Edouard Calic seine Überzeugung, die Nazis hätten den Reichstag angezündet.

Edouard Calic: »Reinhard Heydrich - Schlüsselfigur des Dritten Reiches«, Droste-Verlag, 578 Seiten, 56 Mark

Konkret 01/84, S. 102

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Damit nun die neuen Atomraketen in aller Ruhe aufgestellt werden können, wälzt die Bürgerpresse die schicksalhafte Frage übers Land, ob Flicks Marschflugkörper Otto Lambsdorff ins Privatleben disloziert werden soll oder nicht. Im »Stern« sammelt der Redakteur H. Bremer die Sorgen eines liberalen Denkers: Der Graf müsse gehen, weil sonst erstens

die latente Parteiverdrossenheit am Ende in eine totale Ablehnung des Staates und seiner Organe umschlägt,

zweitens

ein Wirtschaftsminister in einer ökonomisch prekären Situation seiner Aufgabe (nicht) gerecht werden (kann), wenn er seine Energie auf die eigene Strafverteidigung konzentrieren muß,

drittens

der Kanzler schwer an der Hypothek tragen wird, wenn Lambsdorff nicht zurücktritt,

und letztlich:

Wie will Lambsdorff eigentlich seine Wirtschaftspolitik glaubwürdig vor den Arbeitnehmern vertreten, wenn sie annehmen müssen, er stehe im Sold der Industrie?

Ein ganzes Jahrzehnt lang hatten die Arbeitnehmer nämlich fest daran geglaubt, Otto sei ihr bester Kumpel. Mit überwältigender Mehrheit hatten sie seine Partei gewählt - und jetzt dieser enttäuschende Verdacht. Nein, Lambsdorff muß gehen und wenn wir vor Lachen sterben müssen, weil nur so dem Staat und seinen Organen totale Ablehnung, dem Volk ein zu wenig energischer Dividendenminister und dem geliebten

Kanzler eine Hypothek erspart bleiben. Als Kinder haben wir zur Melodie des Pilgerchors aus Wagners Tannhäuser die Verse gesungen: »Der Graf, das Schaf, ist in den Lokus gefallen«, und, zur selben Weise: »Ein Kind ohne Kopf ist ein Krüppel fürs Leben«. Damals kannten wir weder O. Lambsdorff noch H. Bremer. Aber wir müssen wohl beide vorausgeahnt haben.

Warnung: Der Graf soll von Flick nur etwas mehr als hunderttausend Mark bekommen haben. Wenn anläßlich der Neubesetzung des Ressorts keine Preiserhöhung für Wirtschaftsminister durchgesetzt wird, kauf ich mir den Nachfolger.

Wo kommen bloß die kleinen Nachrichten her, die das Licht der »Welt« erblicken? Etwa diese:

In der Karibik heißt es, daß Castro die Ermordung Bishops anordnete und dann betrauerte.

So heißt es, abends um sieben, in der »Karibik«. Schräg gegenüber, im »Copacabana«, lachen die Jungs von der Schweinebucht ab zehn darüber, daß der »Kraut« von Springer das gefressen hat. Mud in your eye!

Was aber ist eine amerikanische Falschmeldung verglichen Mit einer deutschen Originalmeinung:

Von den Eiterherden der Welt war die Ostkaribik-Insel gewiß nicht der größte und gefährlichste... Die viel übleren Krankheitsherde der Hemisphäre, vor allem Nicaragua....

Eine anständige faschistische Schreibe will halt gelernt sein - und wo findet man noch so erfahrene Ausbildungskräfte wie bei der »Frankfurter Allgemeinen«.

Die »Tageszeitung«, der Generalanzeiger jugendbewegten Unwohlseins, findet dennoch manchmal das richtige Wort-

Europa, so Schily, sei nicht nur die Geißel der UdSSR...

Er hat natürlich »Geisel« gesagt. In einer Musestunde hat der Setzer (»Was willst duden? «) das Wort instandgesetzt, bis es fast einen Sinn bekam.

In einer Anzeige kündigt die Frauenzeitschrift »Emma« ihre »Themen im Dezember« an:

Wie die Genossen schon vor 150 Jahren die Feministinnen verladen haben/Warum arbeitslose Lehrerinnen jetzt Hilfe von GEW und Kollegen erwarten

Weil - aber das könnt ihr eigentlich selber rauskriegen.

Ich bin gegen Tierversuche und Bernhard Grzimek:

Zwei dreijährige Orang-Utans begrüßten Bundespräsident Karl Carstens, als er am Montagmittag den Berliner Zoo besuchte. Die im Zoo aufgewachsenen Tiere sind völlig an Menschen gewöhnt und freuen sich über jede Abwechslung.

Aber wirklich: über jede.

Landsleute werden am Vorabend bei »Le Canard« oder im Puff für den Geschäftsabschluß weichgeklopft. Ausländische Kunden sind leider oft anspruchsvoller und verlangen gehobenere Anstrengungen. Zu diesem Zweck hat das Auswärtige Amt als Leitstelle für die Unterstützung der exportabhängigen Wirtschaft auf allen ausländischen Märkten sogenannte »Goethe-Institute« eingerichtet, deren Bestimmung es ist, der ortsansässigen Bourgeoisie das schöne Gefühl zu geben, der angebotene Leichtwasserreaktor und die Walzstraße aus Essen seien Produkte einer höheren Kultur. Daß dazu Auftritte von eher der Sozialdemokratie zuneigenden Dichtern und Denkern sich besser eignen sollen als Lesungen ihres Konsalik, will der Regierung Kohl nicht einleuchten. Sie plant deshalb Programmänderungen, die den »Zeit«-Redakteur R. W. Leonhardt, der mit der früheren Kulturpolitik des Auswärtigen Amts gut im Geschäft war, zu dem Aufschrei veranlaßten:

Deutscher Geist in Gefahr/Ein Würgegriff schließt sich um die Goethe-Institute

Und ich bin geneigt, ihm recht zu geben. Wird, so frage ich, der Generaldirektor eines indonesischen Konzerns auch dann noch eine deutsche Fischmehlfabrik kaufen wollen, wenn ihm zuvor nicht mehr bei Kerzenschein aus dem »Butt« vorgelesen wird? Und wie wird ein in Oxford promovierter Scheich auf die Botschaft reagieren, daß die Lastkraftwagen, die er kaufen soll, das Produkt einer Kultur sind, die auch Heino hervorgebracht hat? Wird er dann noch zugreifen? Geist hin oder her - das ist die deutsche Frage.

Vor vier Wochen grübelte Theo seinen Lesern noch vor, ob das »Auftrumpfen« der USA in Grenada ein »Ausrutscher« war oder nicht. Inzwischen hat er das Rätsel mit meiner gütigen Hilfe gelöst.

Die Welt weiß mittlerweile, daß die amerikanische Invasion auf der Karibikinsel kein Ausrutscher war.

So erfahren es schließlich auch noch die Leser der »Zeit«. In ihrem Interesse wie in meinem, der wirklich Besseres zu tun hätte, als Theo immer wieder vom Kopf auf die Füße zu stellen, soll er sich das nächste Mal vor Ablieferung des Manuskripts schlau machen. Anruf genügt (491 00 4 1). Ich sag's auch nicht weiter.

Besser als Dallas und Denver-Clan zusammen läuft die Serie »Walesa - Ein Mann und seine Familie«. In der Hamburger »Morgenpost« erschien jetzt die Folge »Die Frau an seiner Seite«, die der Autor V. Bredenberg mit den Sätzen beginnen ließ:

Was für eine Frau! Die 35jährige Danuta Walesa, die Hausfrau aus Danzig, stellte an diesem Wochenende eine Lady Di oder Brigitte Bardot in den Schatten. Hineingestoßen in eine Welt, die sie bisher bestenfalls vom Fernsehen her kannte, wuchs die Mutter von sieben Kindern zu ungeahnter Größe auf. Charmant, apart, natürlich, beherrschte sie jede Sekunde das große Geschehen rings um sie herum. Aber nicht nur das: Danuta muß ein hoher Intellekt bescheinigt werden.

Frau Walesa ist, man glaubt es kaum, gar nicht so dumm, tölpelhaft, häßlich und übergeschnappt, wie das von einer Danziger Hausfrau mit sieben Kindern erwartet werden durfte. Interessant bleiben immerhin die beiden Springflut-Marken in Bredenbergs Frauenwelt. Läßt sich die Berufung der englischen Hofdame noch aus den aristokratischen Sehnsüchten eines Genossen erklären, der seinen täglichen Trieb auf die Mitgliedschaft des SPD-Distrikts Barmbek-Süd hineingestoßen sieht, reißt der Name Bardot doch größere Löcher in seine seelischen Dessous. Man fühlt förmlich, wie oft und feucht der Autor in stiller Nacht und monogamen Betten seine Befriedigung in der Vorstellung geretteter Robben-Babys gesucht hat.